

Aufsätze und Bücher

1. Allgemeines. Geschichte der Philosophie

1—20. Zu Kardinal Merciers Philosophie und Persönlichkeit. — 1. Balthasar, N., *Le métaphysicien*: RevNéo-scolPh 28 (1926) 153—185. — 2. Charles, P., *L'écrivain spirituel*: ebd. 236—249. — 3. Charles, P., *Le Cardinal M. et la théologie*: NouvRevTh 53 (1926) 241—255. — 4. Harmignie, P., *Le moraliste*: RevNéo-scolPh 28 (1926) 186—224. — 5. Kisky, W., *Kardinal M. und wir*: Hochland 23 II (1926) 156—171. — 6. Kremer, R., *Le Cardinal M. philosophe* (23 S.) Paris 1926, Marcel Rivière [ebenso in RevPh 26 (1926) 117—139]. — 7. Lajeunie, E. M., *Le Cardinal M.*: RevThom 31 (1926) 97—103. — 8. Legrand, L., *L'esthéticien*: RevNéo-scolPh 28 (1926) 225—235. — 9. Noël, L., *Le psychologue et logicien*: ebd. 125—152. — 10. Noël, L., *Le Cardinal M. et la renaissance thomiste*: BullThom 3 (1926) 41—44. — 11. Noël, L., *Il Cardinale Desiderato M. e il carattere della sua opera filosofica*: RivFilNeoscol 18 (1926) 169—181. — 12. Rademacher, A., *Kardinal Mercier als Philosoph*: „Im Schritt der Zeit“, Beilage zur Kölnischen Volkszeitung 67 (1926) Nr. 672. — 13. Tredici, G., *Il Cardinale Desiderato M. e il carattere della sua opera filosofica*: RivFilNeoscol 18 (1926) 163 bis 169. — 14. Tusquets, J., *El Cardenal M.*: Criterion 2 (1925/26) 45—56. — 15. Vermeersch, A., *A la pieuse mémoire du Cardinal M. (impressions et souvenirs)*: NouvRevTh 53 (1926) 241—255. — 16. de Wulf, M., *S. E. le Cardinal M.*: RevNéo-scolPh 28 (1926) 5—8. — 17. de Wulf, M., *Le philosophe et l'initiateur*: ebd. 99—124. — 18. [Schriftleitung] *In memoriam*: ebd. 9—22. — 19. [Schriftleitung] *Bibliographie des travaux de D. M.*: ebd. 251—258. — 20. [Schriftleitung] *Décès du Cardinal M.*: RevScPhTh 15 (1926) 270—272.

Die im „Hochland“ und in der „Kölnischen Volkszeitung“ erschienenen Würdigungen M.s warnen mit Recht davor, über der staats- und kirchenpolitischen Rolle, die der Kardinal während des Weltkrieges spielte, seine eigentliche Bedeutung auf dem religiösen und wissenschaftlichen Gebiete zu übersehen. M. ist ohne Zweifel eine der markantesten Persönlichkeiten in der Geschichte der Wiederbelebung der Scholastik, und M. de Wulf dürfte recht haben, wenn er schreibt (a. a. O. S. 104) „Nous ne craignons pas de dire que l'idée [Leos XIII., die Scholastik zu erneuern] serait demeurée inefficace, si Léon XIII n'avait rencontré le seul homme de ce temps qui fût à même de la traduire en acte — D. Mercier.“ — Ein endgültiges Urteil über seine Bedeutung für die Geschichte der katholischen Philosophie zu fällen, wäre verfrüht. Dafür fehlt uns der Abstand. Aber wenn auch der Nachwelt erst das abschließende Urteil zusteht, ob M. als Philosoph zu den ganz Großen zu rechnen sei, so ist es doch der Mitlebenden Pflicht, den Stoff dazu der Nachwelt zu übermitteln. Das leisten jedenfalls die Aufsätze, die im letzten Jahre über M. erschienen.

Die umfangreichste Würdigung hat ihm naturgemäß der engste Kreis seiner geistigen Erben, die Mitarbeiter der 1894 von M. gegründeten RevNéo-scolPh, dargebracht. Schon das im Trauergewande erscheinende Februarheft brachte aus der Feder des Hauptschriftleiters M. de Wulf einen mit warmem Herzen geschriebenen Nachruf: als „fils spirituels“ des großen Kardinals trauern die Schriftleiter an der Bahre des Vaters. In feinsinniger Huldigung ließ de Wulf diesem Nachruf unter dem Titel „In memoriam“ zwei Reden des Verstorbenen aus dem Beginn seiner Lehtätigkeit, 1891

und 1894, folgen, in denen M. sein philosophisches Programm entwickelt hatte. Als Beilage brachte das Heft das schwarzumrandete, lebensvolle Porträt M.s, wie es 1894 der flämische Künstler J. Janssens, ein Hörer M.s, geschaffen hat. — Das Märzheft (im doppelten Umfang) hat die Schriftleitung unter dem Titel „La personnalité et la philosophie du Cardinal M.“ zu einem Ehrenmal für den Begründer der Zeitschrift gestaltet. Pietätvoll zeichnen die Forscher, die ihm im Leben nahestanden und im philosophischen Streben sich eins mit ihm fühlten, in verschiedener Blickeinstellung das Bild seiner Bedeutung als Philosoph und Mensch: Léon Noël, den Psychologen und Logiker, N. Balthasar, den Metaphysiker („Nous gardons“, so schließt er, „pieusement comme son testament métaphysique une lettre, qu'il terminait en déclarant que: ‚Tout ce qui, dans un institut de philosophie thomiste, ne mènerait pas à la métaphysique, serait passus extra viam‘“), Pierre Harmignie, den Moralphilosophen, Georges Legrand, den Kunstphilosophen, endlich Pierre Charles S. J., den geistlichen Schriftsteller. Als dankenswerte Beigabe schließt sich daran eine ungemein sorgfältig durchgearbeitete Bibliographie der philosophischen und bedeutenderen pastoralen Werke des Kardinals mit Angabe der verschiedenen Auflagen und Übersetzungen, und seiner über 14 Zeitschriften verstreuten philosophischen Abhandlungen. — Am wertvollsten ist wohl die zusammenfassende Abhandlung des Hauptschriftleiters M. de Wulf, „Le philosophe et l'initiateur“.

Die italienische Schwesterzeitschrift der RevNéo-scolPh, die Mailänder RivFilNeoscol, widmet dem Verstorbenen mit einem Geleitwort der Schriftleitung einen Doppelartikel von L. Noël und G. Tredici mit gemeinsamem Titel. Tredici legt M.s Lösung des kriteriologischen Problems dar und setzt sich mit den verschiedenen dagegen erhobenen Einwänden auseinander. Noël entwirft in leichtem Plauderton (in französischer Sprache) aus seinen persönlichen Eindrücken ein Bild des Kardinals, seiner gewinnenden Persönlichkeit als Lehrer und seiner Bedeutung als Philosoph. Der Artikel schließt mit einer etwas stark rhetorischen Gegenüberstellung von Fichte und Mercier. — Auch die übrigen philosophischen Zeitschriften, die dem Gedankenkreise des verstorbenen Kardinals näher standen, widmen ihm längere oder kürzere Aufsätze. In der jungen katalonischen Zeitschrift betont J. Tusquets die persönlichen und sachlichen Beziehungen zu dem Verstorbenen, den Professoren seines Institutes und seinem philosophischen Programm. Im BullThom, dem Organ der von Mandonnet geleiteten „Société Thomiste“, berichtet L. Noël über den Anteil des Kardinals an der Wiedergeburt des Thomismus. Nicht lange vorher hatte Noël bei Gelegenheit des goldenen Priesterjubiläums M.s das gleiche Thema ausführlicher behandelt in der Zeitschrift „La vie diocésaine“ (Mecheln, April 1924, S. 18—37). Sehr sympathisch berührt die längere Abhandlung, die der belgische Redemptorist René Kremer auf Einladung der philosophischen Fakultät der katholischen Universität zu Paris veröffentlicht. Besondere Beachtung, über die engere Abgrenzung des Themas hinaus, verdient der Aufsatz des belgischen Jesuiten P. Charles „Le Cardinal M. et la théologie“. Er warnt gleich eingangs nachdrücklich davor, das wahre Bild des Kardinals durch eine verhimmelnde Legende zu vernichten: „Il faudrait absolument qu'une vie anecdotique du grand cardinal disparu empêchât la fiction admirative de nous gêner irrémédiablement son vrai portrait, et de nous décrire un héros conventionnel au lieu du personnage si noblement humain“ (257). Im Geiste dieser Forderung ist der unmittelbar vorhergehende Artikel gehalten, in dem P. Vermeersch eine Reihe kleiner Züge aus dem Leben M.s erzählt. — Charles fürchtet die theatrale Gebärden, die man M. beilegen werde, und die ihm doch so fremd gewesen seien. Er zeigt, daß M. keine theologischen Spezialstudien getrieben und seine Theologie nie systematisch dargelegt hat. Seine theo-

logische Bedeutung bestehe nicht in den gelegentlichen Darlegungen über schwierige theologische Fragen (an denen einiges genauer und korrekter zu fassen wäre), sondern „sa théologie ce fut d'abord sa vie entière“ (267). Und wie er begonnen, schließt Charles mit der nachdrücklichen Mahnung: „Tel qu'il fut, il reste très grand. Très humain... Que les historiens nous le conservent tel qu'il fut; non tel qu'ils seront tentés de le faire: à leur mesure et suivant le 'type' du grand homme“ (267). — Nachträglich sei noch hingewiesen auf Van Geerf, C., La actuación del cardenal M. en el renacimiento tomista: CiencTom 33 (1926) 434—440. Hentrich.

21. Heinemann, Fr., Die Geschichte der Philosophie als Geschichte des Menschen: Kantstud 31 (1926) 212—250. — Aus kantischer Einstellung heraus, die den Relativismus innerlich nicht überwunden hat, müht sich H. mit den geschichtsphilosophischen Grundfragen der Philosophiegeschichte ab, indem er in breiten Ausführungen seine noch gärenden Ansichten über deren Gegenstand, Methode und Struktur darlegt. Als Gegenstand entdeckt er, in Weiterführung Diltheyscher Gedankengänge, den „philosophierenden Menschen als eine spezifische Aufgipfelung des ganzen Menschen, dem die Welt und Gott und der sich selbst zum Problem wird und der die begriffliche Lösung dieser Probleme versucht“ (218). Als Methode fordert er Analyse (im Dreischritt der Problem-, Begriff- und Gestaltanalyse), Verstehen, Erklären und Kritik. Gerade in dem letzten Punkte, der Frage der kritischen Wertung, zeigt sich das Widersprechende der relativistischen Grundhaltung des Verfassers: „Das Wesentliche ist hier die Messung am Sachverhalt. Die sachlichen Probleme muß selbst durchdenken, wer Geschichte der Philosophie schreiben will. Auch hier entstehen freilich keine absoluten Maßstäbe, denn nicht die Sachverhalte sind uns gegeben, sondern unsere Einblicke in sie“ (237). Im dritten Teile fordert er, gegen Hegel, eine pluralistische Struktur der Philosophiegeschichte. — Auch den, der die Grundeinstellung H.s ablehnt, können manche seiner Ausführungen zum besinnlichen Nachdenken anregen. H.

22. Engert, Über den Gedanken einer Philosophia perennis: PhJb 39 (1926) 105—127. — Philosophia perennis ist Metaphysik, weil sie den Glauben an ein aller menschlichen Einsicht Transzendentes kritisch stützt und in ihr den ewigen, sachlich unveränderlichen Gegenstand alles philosophischen Denkens findet. In einem geschichtlichen Überblick sucht E. das zu entwickeln: Eleaten, Plato, Aristoteles, Augustinus, Bonaventura, Thomas, Descartes, mit dem jedoch schon der Zersetzungsprozeß beginnt, Leibniz, Kant, dessen Erkenntniskritik den Höhepunkt der ganzen einseitigen Entwicklung in der Destruktion der philosophia perennis bedeutet, die sich vor allem im modernen Empirismus geltend macht, trotz vergeblicher Rettungsversuche von H. Spencer u. a. Dagegen münden der kritische Realismus (Lotze, Wundt, Külpe) und die auf den Einsichten Bolzanos ruhende Phänomenologie (Husserl, Scheler) in die traditionell-christliche, durch Kleutgen zu neuem Leben erweckte Philosophie ein. — Der Beurteilung, die Scheler hier zuteil wird, stehen große Bedenken entgegen; vgl. seinen in Zürich gehaltenen Vortrag, in dem er sich offen für einen postulationalen Atheismus erklärt. Sladeczek.

23. Schultze-Soelde, W., Metaphysik und Erkenntnis bei Aristoteles (Philosophie und Geschichte 9). 8^o (47 S.) Tübingen 1926, Mohr. M 1.20 — Inhalt: I. Das Einzelne und das Allgemeine. II. Die Erkenntnis des Wesens eines Dinges. III. Das Eidos in seiner prinzipiellen Bedeutung. IV. Das Eidos in Ding und Seele. V. Die verschiedenen Gegenstände der Erkenntnis. Seele, Vernunft, Gott. VI. Gott und Welt. — In diesen Kapiteln wird dargelegt, wie nach Aristoteles der menschliche Verstand wesensmäßig auf Metaphysik und letzten Endes auf Gotteserkenntnis angelegt ist. Dabei zeigt es sich, daß die aristotelische Erkenntnis- und

Seinslehre gerade in ihrem tiefsten Gedanken lückenhaft bleibt. „Eine eindeutige Aufklärung über das Verhältnis von Gott und Welt gibt Aristoteles nicht. Er hat Gott sich so sehr mit sich selbst beschäftigen lassen, daß er die Lösung der Probleme, wie Gott sich zur Welt und ihrer Entstehung verhält, vernachlässigen mußte“ (44). Claßen.

24. Oppermann, H., Plotin-Handschriften. I. Codex Darmstadiensis (D): Rheinisches Museum. N. F. 75 (1926) 215—222. — Trotz der Ausgaben und Arbeiten von Fr. Creuzer, H. Müller, A. Kirchoff bietet das Verständnis Plotins noch große Schwierigkeiten. Deshalb wird nur ein kritisch gesicherter Text die nötige Grundlage für eine genauere Interpretation bilden können. In der Absicht, den Weg für eine bessere Textgestaltung zu ebnen, unternahm O. eine Neuvergleichung der Hs D. Er stellt fest, daß Cod. D in Italien, wahrscheinlich in Florenz, zwischen 1469 bis 1583 entstanden, und daß er eine Abschrift von Cod. A Medicus plut. 87 n. 3 ist. Wenn D deshalb für die Textherstellung auch nur von geringem mittlerem Wert ist, so scheint er doch berufen zu sein, bei der schwierigen Frage der Scheidung der Hände in Cod. A, der nach Müller den ersten Platz in der Überlieferung einnimmt, die Rolle eines wichtigen Hilfsmittels zu übernehmen. Feder.

25. Théry, G., O. Pr., Autour du Décret de 1210: II. Alexandre d'Aphrodise. Aperçu sur l'influence de sa noétique (Bibliothèque Thomiste VII). 8° (120 S.) 1926. Le Saulchoir Kain (Belgique). *Fr* 12. — — Verfasser gibt zunächst eine Übersicht über die Werke des Alexander Aphrodisias und deren Übersetzungen bei den Arabern. Er erörtert eingehend die Einteilung des Intellekts in der Schrift *Περὶ νοῦ* und verfolgt die Einwirkung dieser Ansichten auf Al Farabi und Averroes. Eine wichtige Zusammenstellung einer Anzahl Hss von *De intellectu et intellecto*, *De sensu et sensato*, *De motu et tempore*, *De augmento*, *De meteoris* und die Veröffentlichung der alten Übersetzungen verleihen dem Werke, das der Verfasser bescheiden als „simples notes“ bezeichnet, einen dauernden Wert. Pelster.

26. Horten, M., Neues über indische Abhängigkeiten islamitischen Geisteslebens: Festgabe Adolf Dyroff. gr. 8° (VII u. 233 S.), Bonn 1926, Röhrscheid. *M* 7. — (92—111). — Bisher wurde die Abhängigkeit islamitischen Geisteslebens von indischen Gedanken nicht gebührend beachtet. Nachdem nun Heilers Forschungen jüngst neues Licht über die indische Mystik verbreitet haben, untersucht hier H., ob und wie weit sich diese brahmanisch-buddhistische Gedankenwelt in der islamitischen Mystik widerspiegelt. Durch eine sorgfältige Durchforschung der islamitischen Quellen, zu deren gewichtigsten Kennern H. gehört, gelangt er zu einer ganz neuen Sinnerschließung der mystischen Grundbegriffe und wesentlichen Termini, wie sie die Quellen bieten. Hentrich.

27. Horten, M., Weltanschauungsbildungen in der islamitischen Mystik: *PhJb* 39 (1926) 44—61. — In dieser reizvollen Studie, die mit der vorigen eine innere Einheit bildet, zeigt H. in geistvoller Weise, wie sich der persische Mensch, der Hauptkulturträger im Islam, in der Frühzeit der Abbassidenperiode aus dem ihm reichlich zuströmenden Stoffe sein neues Weltbild formt, indem er den brahmanisch-plotinischen Welttraum mit der persischen Lichtlehre, christlichen Grundrichtungen und koranischen Formeln verschmilzt. Den typischen Ausdruck hierfür hat der Mystiker Gunaid (910) geprägt. Eine wertvolle Frucht der Studie ist H.s neue Deutung des Nirwana, wie es die islamitischen Mystiker lehrten. H.

28. Assenmacher, J., Die Geschichte des Individuationsprinzips in der Scholastik (Forschungen zur Geschichte der Philosophie und der Pädagogik. I. Bd. Heft 2) (X u. 100 S.), Leipzig 1926, Fel. Meiner. *M* 6.50. — A. behandelt die Lehre von der Individuation bei Plato, Aristoteles, den Neuplatonikern, Frühscholastikern, Nominalisten und Realisten des 11. und

12. Jahrhunderts, den Platonikern von Chartres, den arabischen Philosophen, Heinrich von Gent, Bartholomäus Anglicus, in der älteren Franziskanerschule, besonders bei Bonaventura; bei Albertus Magnus, Thomas von Aquin, den Gegnern und Anhängern von Thomas, Scotus und seinen Schülern, den späteren Nominalisten, Franz Suarez, dessen virtuelle Unterscheidung zwischen Wesenheit und Individuation noch zu untersuchen wäre, Leibniz. Mit den Worten Heimsoeths über die Individuationsauffassung von Leibniz gibt der Verfasser offenbar auch seine eigene Meinung wieder: „Was Leibniz so für die Metaphysik des Individuums geleistet, das ist von keinem Denker später übertroffen, ja eigentlich in seiner ganzen Bedeutung nie recht wieder gewürdigt und verwertet worden.“ — Diese Auffassung, die notwendig mit der Monadenlehre zusammenhängt, macht aber in der Tat jede wahre Lösung des Universalienproblems unmöglich und ist folgerichtig unvereinbar mit dem Schöpfungsbegriff (vgl. Leibniz, Brief an Arnauld vom 9. Oktober 1687). Sie ließ unseres Erachtens den Verfasser der Individuationsauffassung der großen Philosophen nicht ganz gerecht werden und das fleißig gesammelte Material nicht ganz vorurteilsfrei und wirklich kritisch-ideengeschichtlich verarbeiten. Sladeczek.

29. Lottin, O., La „Summa Sententiarum“ est-elle postérieure aux Sentences de Pierre Lombard?: RevNéo-scolPh 28 (1926) 284—302. — Nachdem G. Théry (RevScPhTh 1924, 242—248) auf Grund einiger Mängel sich gegen das bekannte Buch Chossats über die Summa Sententiarum ausgesprochen und auch Castagnoli (DivThom[Pi] 1925, 119—133) Hugo von Mortagne als Verfasser abgelehnt hatte, ohne sich mit dem andern Teile der These zu beschäftigen, konnte es für einen ferner stehenden Beobachter den Anschein gewinnen, als sei ein jahrelanges Arbeiten fruchtlos geblieben. So ist es zu begrüßen, daß L. den von Chossat und J. de Ghellinck gebahnten und mit entscheidendem Erfolg betretenen Weg der Vergleichung zwischen der Summa Sententiarum und den Sentenzen des Lombarden noch weiter verfolgt. Er vergleicht drei Texte der Summa tr. 3, c. 8 und c. 9 über die Willensfreiheit mit den entsprechenden Abschnitten aus der Summa des Viktoriners und aus den Sentenzen. Das offenkundige Ergebnis ist wieder, daß die Summa Sententiarum von den Sentenzen des Lombarden abhängt. Die Evidenz wäre möglicherweise noch leichter zu erfassen, wenn L. die Texte nebeneinander gestellt und daraus unmittelbar die jedem einleuchtenden Folgerungen gezogen hätte, anstatt seine These durch das ganze Netzwerk rein logischer Möglichkeiten zu zwingen. Es wird also wohl dabei bleiben, daß Chossat mit seinem Werke, dessen Mängel ich im Greg. 1925, 144—148 klar genug hervorgehoben habe, einen entscheidenden Erfolg erzielt hat: die Summa ist nach den Sentenzen verfaßt. — Die ungelöste Frage nach dem Autor ist von sekundärer Bedeutung. — Es dürfte deshalb besser sein, den von Théry insinuierten Rat, in den Editionen und wissenschaftlichen Arbeiten vorläufig alles beim alten zu lassen, nicht zu befolgen. Wenn L., der darauf aufmerksam macht, daß Peter von Poitiers von der Summa abhängig ist, fragt: „La Somme aurait-elle donc rédigée après 1160?“ so kann dies nur auf einem Versehen beruhen, da längst bekannt ist, daß Cod. lat. Mon. 14160 (vor 1158) die Summa enthält. Pelster.

30. Geyer, B., Verfasser und Abfassungszeit der sog. Summa Sententiarum: ThQschr 104 (1926) 89—107. — Nach Théry und Castagnoli wendet sich nun auch G. scharf gegen die These Chossats. Manche werden ihm zustimmen, daß Hugo von Mortagne nicht als Verfasser erwiesen ist. Mit Recht weist er darauf hin, daß die Abhängigkeitsverhältnisse in der Summenliteratur bisweilen recht verwickelt sind. Lehrreich sind die beigebrachten Beispiele. Doch darf man die Summisten auch nicht als reine Kompilatoren betrachten, unfähig, einen Gedanken selbständig zu fassen

oder zu formulieren. G. macht mit Recht auf schwache Punkte in Chossats Beweisführung aufmerksam (z. B. die vermeintliche Zitierung Gilberts). Chossat hat reine Indizien nicht scharf genug als solche gekennzeichnet und wirkliche Beweise nur angedeutet. Doch in der Hauptfrage, der Abhängigkeit der Summa Sententiarum vom Lombarden, halte ich die Widerlegung der These Chossats für durchaus mißlungen. Man möge nur, dem Rate De Ghellincks folgend, nach der Quaracchi-Ausgabe des Lombarden die überaus zahlreichen Stellen, an denen offenbar eine unmittelbare Beziehung zwischen Summa Sententiarum und Lombarden besteht, miteinander vergleichen! Die Abbreviationsmethode der Summa Sententiarum ist zu klar. Umgekehrt ist das fortwährende Einschleichen von andern Bestandteilen in die Sätze selbst eine Unmöglichkeit. G. dagegen nimmt einzelne schwierigere Stellen, in denen die Sache nicht klar ist. Er wendet sich dagegen, daß eine „Auktorität“ des Lombarden (l. 3, d. 15, c. 1), die von Summa Sententiarum gleichfalls angeführt wird, aus Johannes Damascenus entnommen sei. Wie der Vergleich mit Burgundio zeigt, liegt sicher kein wörtliches Zitat aus Damascenus-Burgundio vor. Fraglich bleibt, ob es nicht eine Zusammenfassung des Inhalts von l. 3, c. 14—20 ist. Anklänge sind genug da. Der Lombarde hat hier in der Aufeinanderfolge der Kapitel eine auffallende Ähnlichkeit mit Damascenus. Die von G. behauptete Entlehnung aus Leo oder der Epitome ist meines Erachtens ebensowenig sicher bewiesen. Das „omnia infirmitatis“ statt „omnes infirmitates“ ist etwas ungewöhnlich. Auf die weiteren Textvergleichen kann ich hier nicht eingehen. Es ist richtig, daß man aus dem Mehr des „dignior“ beim Lombarden nicht auf dessen unmittelbare Abhängigkeit von Anselm von Laon schließen muß; doch wenn man diesen Abschnitt nebst dem vorhergehenden und dem folgenden in der Summa und beim Lombarden vergleicht, drängt sich die Priorität des letzteren geradezu auf. Beider Vergleich mit Rolandus und Omnibene zeigt jedenfalls, daß Summa Sententiarum diese zwei gekannt hat. Irgend etwas, das die aus dem Vergleich zwischen Summa Sententiarum und Lombarden sich ergebenden durchschlagenden Gründe für die Priorität des letzteren erschüttern könnte, habe ich bei G. nicht gefunden. Die These Chossats ist nicht erledigt; sie dürfte eher die allein richtige sein.

P.

31. Callebaut, A., L'année de la mort de Fr. Guillaume de Melitona: ArchFrancHist 19 (1926) 431—434. — W. von Melitona, dessen Kommentar zum vierten Buche der Sentenzen bereits Ehrle in der Hs 152 von Sant' Antonio in Padua (die auch wegen der zahlreichen ungedruckten Quästionen des Alexander von Hales von Bedeutung ist) entdeckte, gewinnt besonderes Interesse, weil Alexander IV. von ihm sagt, er sei mit der Vollendung der Summa Alexanders betraut. C. möchte das Todesjahr zwischen Februar und September 1257 ansetzen. Grund: Im Generalkapitel von Narbonne (1260) wird W. von Melitona vor Bertrand von Bayonne und Adam von Marisco unter den Verstorbenen aufgezählt. Adam ist aber 1259, Bertrand 1257 gestorben. Ich glaube, die Bestimmung beruht auf zwei unbewiesenen Annahmen: Vor allem wissen wir durchaus nicht, ob die Aufzählung des Generalkapitels die chronologische Ordnung einhält. Dann ist auch das Datum des Provinzialkapitels von Limoges 1257 ungewiß, da wir nicht die Zeit kennen, da Bertrand gegen Wilhelm von St-Amour disputierte (vgl. ArchFrancHist 1922, 7f.). Obendrein wird in der Chronica XXIV Generalium nur gesagt, Bertrand sei in Limoges, nicht aber er sei auf dem Kapitel gestorben. (A. a. O. 11 glaubte ich aus der unmittelbaren Anknüpfung: „ibidem diem clausit extremum“ vermuten zu dürfen, Bertrand sei bald nach dem Kapitel verschieden. Eine umfassendere Kenntnis der Chroniken lehrt aber, daß eine solche Verknüpfung an und für sich nichts beweist.) Einstweilen begnügt man sich wohl besser mit der Angabe, daß Wilhelm vor Mai 1260 gestorben ist. Verwiesen sei auf die von C. angeführte Vita

B. Isabellae, in der W. Guillelmus de Milletonne genannt wird. Melun als Geburtsort ist also sicher ausgeschlossen, wie auch das „de Milletoni“ der Hs 152 von Padua beweist. Ist er Engländer oder Franzose? Das „Guillelmus de Francia“ des Paduaner Inventars läßt wenigstens erkennen, daß er zur Provinz Francia gehörte. P.

32. Callebaut, A., *La Somme d'Alexandre de Hales chez les Dominicains de Barcelone et de Pise vers la moitié du XIII siècle*: ArchFrancHist 19 (1926) 291—295. — C. möchte aus den von Denifle (ArchLittKirchG 2, 246) veröffentlichten „Assignationes librorum“ und dem Verzeichnis des Proynus von Pisa (Xenia Thom. 3, 256), in denen ein Sentenzenkommentar und die Summa des Alexander genannt werden, schließen, daß die Summa bereits um 1250 vollendet war. Der Beweis ist wohl nicht stichhaltig. Im ersten Fall wissen wir nicht, ob es sich um die Summa oder um Reportation einer Sentenzenklärung handelt. Auch können die Bücher nach 1250 in den Besitz des Poncius gelangt sein. Im zweiten Fall enthält das Verzeichnis auch die Ethik Alberts des Großen; es ist also sicher erst nach 1260 entstanden (vgl. Pelster, Kritische Studien 164). Auch nach 1260 konnte selbst von Dominikanern die Summe Alexanders noch mit Nutzen gekauft und studiert werden. Wir haben einstweilen meines Erachtens noch keinen „sichern“ Beweis, daß die Summa in ihrer heutigen Gestalt vor 1260 existierte. P.

33. Little, A. G., *Was St. Bonaventura a student in Oxford? His visit to England in 1259*: ArchFrancHist 19 (1926) 289—291. — L. spricht auf Grund eines Textes aus „Eccleston, De adventu fratrum minorum in Angliam“ (ed. Little 109 f.) die Vermutung aus, Bonaventura habe auch in Oxford studiert. Meines Erachtens kann der Text nicht von Bonaventura verstanden werden, der nicht als Knabe, sondern im Alter von etwa 23 Jahren und als reifer Student, vielleicht gar als Magister artium in den Orden aufgenommen wurde (vgl. ZKathTh 48 [1924] 516—532). Der Satz „etiam in regimine ordinis praecipuus habitus est“ scheint mir keineswegs notwendig auf das Amt des Generalministers hinzudeuten. Dagegen folgert L. aus zwei Briefen Adams von Marsh an Bonaventura mit Wahrscheinlichkeit, daß B. im Sommer 1259 England besuchte. P.

34. Glorieux, P., *Essai sur la chronologie de Saint Bonaventure (1257—1274)*: ArchFrancHist 19 (1926) 145—168. — Ein sehr beachtenswerter Versuch, mit Hilfe der in Cod. Ambros. A 11 sup. enthaltenen äußerst wichtigen Sammlung von Predigtskizzen Bonaventuras und der sonst bekannten Daten die noch ziemlich dunkle Chronologie der 17 letzten Jahre des Heiligen aufzuhellen. G. will feststellen, wieviel verschiedene Aufenthalte im Frühjahr und Herbst in den einzelnen Gegenden notwendig sind. Da bei einigen Festpredigten bemerkt ist, das Fest sei auf einen Sonntag gefallen, so ist ein neuer Stützpunkt gegeben. Durch Benutzung der feststehenden Daten, durch die Methode der Ausschließung und andere Erwägungen sucht G. weitere Ergebnisse zu gewinnen. Er bietet eine ziemlich vollständige Liste der verschiedenen Aufenthaltsorte, die allerdings oft hypothetischen Charakter trägt. Die aufgestellten methodischen Grundsätze sind zweifellos gesund. Und mehr als ein neues Ergebnis ist gezeitigt; z. B. Weihnachten 1256 ist Bonaventura in Paris, desgleichen sehr wahrscheinlich im Winter 1258/59; für Weihnachten 1262 ist Orvieto festgelegt, für dasselbe Fest 1264 sehr wahrscheinlich Lyon, 1265 sicher Assisi, 1266 sehr wahrscheinlich Paris. Im Zusammenhang hiermit ergeben sich dann mit Sicherheit oder großer Wahrscheinlichkeit noch einzelne Daten. Auch für die eine oder andere sonstige Angabe mögen sich noch gute Gründe vorbringen lassen. Indessen wäre bei dem überaus spröden Stoff ein gewisses „sapere ad sobrietatem“ der Wissenschaft wohl dienlicher gewesen als das kühne Aufstellen von Hypothesen. Ich beschränke mich

auf einige Bedenken mehr grundlegender Art. Aus der Bonaventura-Ausgabe hat G. zwei unwahrscheinliche Daten übernommen: den Pariser Aufenthalt im Winter 1257 (vgl. ZKathTh 1924, 528 f. A. 2) und 1260; denn die Begegnung mit Thomas, auf deren Erzählung die Angabe beruht, ist kaum möglich, da Thomas damals wohl nicht in Paris war. Auch der Aufenthalt auf dem Berge Alvernia im „Oktober“ 1259 scheint noch etwas unsicher, da die Lesart des *Itinerarium mentis „circa Beati ipsius transitum“* zweifelhaft ist. — Ferner ist sehr zu beachten, daß eine gute Anzahl der „Pariser“ Predigten vor dem Generalat liegen kann — im Ambrosianus finden wir auch eine Predigt des Johannes von Rupella vor 1245 — und daß ein fünfmaliger Aufenthalt um Weihnachten jedenfalls genügt. Für Lyon und Vienne genügen zwei Aufenthalte um Weihnachten, für Italien dagegen scheinen mir fünf erforderlich, da Bonaventura kaum in acht Tagen von Mailand nach Perugia oder Orvieto reisen konnte. Die Reisen in Südfrankreich und Spanien, abgesehen von Narbonne 1260 und Montpellier (zwischen Juli 1269 und Juni 1270), sind noch durchaus problematischer Natur. Auffallend, wenngleich nicht unmöglich, ist es, daß in Saarburg 1265 und 1270 ein Provinzialkapitel stattgefunden habe. Auch die Angabe der *Chronica XXIV Generalium* (AnalFranc 3, 331), daß die Ernennung zum Erzbischof von York Bonaventura in Paris getroffen habe, bedarf, wie G. bemerkt, einer Berichtigung. Hoffentlich gestatten neue urkundliche Funde einen Ausbau der schönen Ergebnisse des Verfassers. P.

35. Pohl, W., Thomas von Aquin ein Lehrer der Wahrheit (38 S.), Wien 1924, Mayer. M —.60. — In markiger Sprache zeigt dieser Vortrag des Wiener Universitätsprofessors bei der akademischen Thomasfeier in Wien, wie der hl. Thomas durch ein Dreifaches: durch die außerordentliche Heiligkeit und Reinheit seines Lebens, durch den Vollzug der großen Synthesen, endlich durch den Anschluß an die vom göttlichen Logos begründete Kirche seine Seele zu einem Organ des Logos gemacht hat. Hentrich.

36. Baur, L., Thomas von Aquin als Philosoph: ThQschr 106 (1925) 249—266; 107 (1926) 8—38. — Die Arbeit, ein Vortrag bei der Thomasfeier in der Aula der Tübinger Universität, zeichnet auf Grund genauer Kenntnis der letzten Forschungen ein Bild des Philosophen Thomas, der eigenartigen, ihm gestellten Aufgabe und deren Lösung, der wichtigsten Wesenszüge der thomistischen Philosophie, endlich seiner Bedeutung für die philosophische Bewegung der Gegenwart. S. 265 wendet B. sich gegen die Meinung Przywaras, daß im thomistischen Individuationsprinzip noch die letzten Verbindungsfäden mit dem Averroismus erhalten geblieben seien. S. 20 ff. widerlegt er die Angriffe gegen das „partielle Identitätssystem“ des hl. Thomas. H.

37. Lavaud, L., Saint Thomas „Guide des études“. kl. 8^o (278 S.) Paris 1925, Téqui. — Das Buch enthält den Text und die französische Übersetzung der großen Thomas-Enzyklika „*Studiorum decem*“. Eine eingehende Analyse und ein ausführlicher Kommentar sind beigegeben. Letzterer stützt sich in erster Linie auf die Werke des Heiligen selbst und auf eine Anzahl von Autoren aus der Thomistenschule, wie z. B. Caietanus, Johannes a S. Thoma und von Neueren Berthier, Garrigou-Lagrange, Del Prado. Das Büchlein ist sehr geeignet, in Studierenden Verständnis und Liebe für die Gestalt und das Werk des Doctor Communis zu fördern. Leider hält sich auch L. nicht frei von einem Fehler, der solchen, die bei aller Liebe und Verehrung zum Heiligen und zu seiner Lehre sich eine gewisse Freiheit bewahren möchten, den Anschluß an Thomas unnötig erschwert. Man sollte doch nicht durch eine erweiternde Auslegung kirchlicher Dekrete, zu der niemand außer dem Gesetzgeber selbst ein Recht hat, die wissenschaftliche Welt in das Joch der sogenannten thomistischen Schule hineinzuzwängen versuchen. Pelster.

38. Walz, A., *De Alberti Magni et S. Thomae de Aquino personali ad invicem relatione*: Angel 2 (1925) 299—319. — Eine ansprechende, auf guter Quellenbenutzung beruhende Zusammenstellung der auf das Verhältnis beider Lehrer bezüglichen Daten. W. hat sich durch das Ansehen Denifles, der die Frage nur im Vorbeigehen berührt hat, dazu verleiten lassen, Thomas erst etwa 1248 nach Köln kommen zu lassen. Mandonnet kämpft seit langem für diese These. Und doch ist kaum etwas an dem Jugendleben Thomas' besser bezeugt, als daß er unmittelbar nach der Gefangenschaft, vielleicht auf dem Wege über Paris, zu Albert nach Köln kam. Die Domina Catharina, deren Zeugnis auf die Mutter des Heiligen zurückgeht, Tholomeus von Lucca, Thomas von Cantimpré, zu jener Zeit Mitglied der deutschen Ordensprovinz, die Legende Alberts erklären es einmütig. Die Erzählung des Gerhard von Frachet enthält gar keinen Widerspruch. So wäre es wohl an der Zeit, jene Hypothese endgültig aufzugeben. Daß der Brief des Ägidius von Lessines und die Schrift Alberts *De quindecim problematibus* aus dem Jahre 1270 stammen, ist wenig wahrscheinlich, wie ich *ZKathTh* 47 (1923) 479 f. zu beweisen versucht habe. P.

39. Walz, A., *Delineatio vitae S. Thomae de Aquino*: Angel 3 (1926) 1—32 252—277. — W. erzählt in schlichter, sachlicher Weise das Leben des hl. Thomas bis zum Jahre 1259. Die beinahe lückenlose und überaus sorgfältige Benutzung der Quellen und der wissenschaftlichen Literatur und ebenso das zurückhaltende, aber wohl abgewogene Urteil über die verschiedenen Kontroverspunkte machen die Arbeit zu einer unentbehrlichen Grundlage für weitere Forschungen. W. möchte die Schwierigkeit, die in den widersprechenden Berichten über die Gefangennahme liegt, dadurch lösen, daß er Tholomeus von Lucca den Vorrang einräumt, dafür aber Thomas erst um 1248 oder frühestens 1246 nach Köln kommen läßt. Mir scheint dies unmöglich wegen des völlig eindeutigen Zeugnisses des Thomas von Cantimpré, der Zeitgenosse, ja Mitglied derselben Provinz war und über eine offenkundige Tatsache berichtet, die sicher Aufsehen erregt hatte. Darf man das Noviziatsjahr so pressen, wie W. es tut? Etwa zehn Jahre vorher hat Robert Bacon zu Oxford schon am Tage seines Eintrittes die Profek abgelegt. Und wenn auch unterdessen die päpstliche Verordnung über das Jahr Noviziat ergangen war, so ist doch bei dem dispens- und privilegreichen Mittelalter sehr unklar, ob wir uns unter dem Noviziat ein solches im heutigen Stil in einem abgeschlossenen Noviziatshaus vorzustellen haben. Konnte nicht die Standhaftigkeit im Gefängnis als vollgültige Probe angesehen werden? Schwer verständlich ist es, daß manche Autoren sich so sehr an den Nebensatz *Toccas „Colonium, ubi vigeat studium generale“*, klammern und daraus für die Ankunft in Köln das Jahr der Einrichtung 1248 folgern. *Toccas* Art war es nicht, sich irgendwelche Mühe zu geben, um das genaue Jahr der Einrichtung des Generalstudiums festzustellen, und hätte er auch nur in den im Konvent befindlichen Akten der Generalkapitel nachsehen müssen. Nicht zu verachten ist auch die alte Kölner Tradition, nach der Thomas ungefähr neun Jahre im Konvent vom Heiligen Kreuz zugebracht hätte. So glaube ich, daß wir an etwa 1244 oder 1245 als dem Jahre der Ankunft nicht vorbeikommen können. Ebenso ist beinahe notwendig, anzunehmen, daß Thomas in Köln unter Albert irgendwie das Lehramt ausgeübt hat. Ein ganz junger Student, ein völliger Neuling als *Baccalaurus* in Paris ist doch etwas zu viel. In der Darstellung des Mendikantenstretes fehlen einige Literaturangaben, die sich freilich in erster Linie auf die Franziskaner beziehen. Es wären sonst vielleicht einzelne Angaben, u. a. über Bonaventura und die Aufnahme von Thomas in das Kolleg der Magistri, abgeändert. Auch die Tafel der Provinzialprioren von *Francia* vermisste ich bei den Quellen. Mit vollem Recht dagegen läßt

W. meines Erachtens Thomas an der Kommission von Anagni, welche die Schriften Wilhelms von St-Amour zu prüfen hatte, nicht teilnehmen. P.

40. Denifle, H., -Walz, A., Zum Kölner Studienaufenthalt des Aquinaten: *RömQschr* 34 (1926) 45—58. — W. veröffentlicht pietätvoll einige Notizen, die sich Denifle zu eigenem Gebrauche über verschiedene Fragen aus der Chronologie des Aquinaten gemacht hatte. Dieselben sind für die Arbeitsweise Denifes ungemein interessant, da sie zeigen, wie er selbst bei privaten und vorläufigen Arbeiten bemüht war, das gesamte Material heranzuziehen, und ebenso, wie er selbst nach nur oberflächlicher Prüfung fast intuitiv den Wert oder Unwert einer Quelle, z. B. der *Chronica brevis*, richtig erfaßte. Allerdings hat D. keine systematischen Untersuchungen über seine Quellen angestellt; so ist notwendig an vielen Orten ein starkes Nebeneinander dieser Quellen bemerkbar. Meine Ansicht über das Noviziatsjahr s. Nr. 39. Ähnlich sprechen doch zu starke Gründe für einen etwa 3jährigen Aufenthalt Alberts in Paris und für die Ankunft des hl. Thomas in Köln 1244/45. Sehr wichtig wäre es, der Bemerkung nachzugehen, nach welcher Thomas 1273 in einer Predigt erklärt habe, 30 Jahre diene er nun Gott. Um welche Predigt handelt es sich? Ist es wirklich eine Neapolitaner Predigt oder aber eine Pariser? Bestätigt sich diese Notiz, dann ist es um die Richtigkeit der Angabe des Tholomeus von Lucca, die für einzelne den Ausgangspunkt der gesamten Chronologie bildet, geschehen. P.

41. Mandonnet, P., Thomas d'Aquin, Lecteur à la Curie Romaine, *Chronologie du Séjour* (1259—1268): *Xenia Thomistica* 3 (1925) 9—40. — M. sucht Anfangs- und Endtermin der ersten italienischen Lehrzeit zu bestimmen. Thomas kam Herbst 1259 nach Italien. Beweise sind: vor allem der richtig interpretierte Tholomeus von Lucca, dann auch wohl die Tatsache, daß Thomas auf dem Provinzialkapitel zu Neapel September 1260 *praedicator generalis* wurde. M.s dritter Beweis aus der Liste der Pariser Magistri ist noch von so viel unbewiesenen Hypothesen abhängig, daß man wohl lieber einstweilen auf ihn verzichtet. Das Datum 1259 ist recht wahrscheinlich, aber ein völlig durchschlagender Beweis wurde bis heute nicht geführt. Es bleibt noch die Möglichkeit 1260 als Anfangstermin. — Endtermin ist nach M. Dezember 1268. Sicher wollte Thomas im Mai 1269 auf dem Generalkapitel in Paris und hielt Weihnachten 1269 ein *Quodlibet*. Nach M. kann Thomas nur als Magister regens am Generalkapitel teilgenommen haben. Ist dies so gewiß? Nach Galvaneus a Flamma war Thomas auch 1267 auf dem Generalkapitel zu Bologna. Und doch geht dies nicht aus den Akten der römischen Provinzialkapitel hervor. Ein ähnlicher Fall könnte allenfalls auch hier vorliegen. Unbewiesen ist, daß Thomas auf dem Wege nach Paris am 2. Dezember 1268 in Bologna und am 9. Dezember in Mailand gepredigt habe. Abgesehen davon, daß Thomas im tiefen Winter über die Alpen hätte ziehen müssen, sprechen andere Gründe gegen diese Datierung der Predigten. Die Predigten des Cod. Ambrosianus, auf welche die Datierung sich stützt, sind, wie bereits Fidelis a Fanna mit guten Gründen dargetan hat, von einem Begleiter des hl. Bonaventura aufgezeichnet. Sie müssen also wohl zu einer Zeit gehalten sein, da Thomas und Bonaventura am gleichen Orte weilten. Das ist aber 1268 für Mailand unmöglich, da Bonaventura am 6. Dezember 1268 in Assisi und am 12. Januar in Perugia nachweisbar ist (Op. omn. 10, 60). Nach dem Cod. Ambros. predigt Thomas am ersten Adventssonntag vor der Bologneser Universität. Am zweiten Sonntag tut dies der Franziskaner Johannes von Celano, während der Dominikanergeneral Humbert im Kapitelsaal der Franziskaner eine Ansprache hält. Die Predigt scheint also wohl vor 1263 (Datum der Abdankung Humberts) gehalten zu sein, was durchaus möglich ist. Das

Datum der Mailänder Predigt ist vorläufig in völliges Dunkel gehüllt, da uns Glorieux bei seinem Datierungsversuch der Aufenthalte Bonaventuras — dieser hielt am dritten Adventssonntag in Mailand eine Predigt — hier völlig im Stich läßt. M. möchte, daß Thomas Nachfolger eines Magister Gerardus Reverii wurde, der zufolge eines Nekrologs aus dem 17. Jahrhundert im Februar 1259 starb. Aber das ist eine sehr späte, weiter nicht nachzuprüfende Notiz, und jener Name findet sich in der alten Liste der Pariser Magistri, in deren erstem Teil bis jetzt keine einzige Lücke nachgewiesen wurde, gar nicht vor. Da das Datum des ersten Quodlibet (Ostern 1269) einstweilen keineswegs feststeht, so führt auch dieses nicht weiter. — Möglicherweise gibt eine bisher nicht beachtete Notiz einen neuen Faden zur Bestimmung. Petrus von Tarantasia wurde zufolge einer in dem bekannten Artikel Delisles über Bernard Gui abgedruckten Tafel der Provinziale Franciens 1267 auf dem Kapitel zu Bologna vom Provinzialate abgelöst, um wieder den Pariser Lehrstuhl zu besteigen. Wilhelm von Hotun bildet also mit Thomas nicht den einzigen Fall einer zweiten Berufung. 1269 wird Petrus auf dem Pariser Kapitel von neuem zum Provinzial ernannt. Er war somit in der Zwischenzeit Magister. Sollte Thomas sein Nachfolger geworden sein? Möglich ist dies — denn für die Hypothese M.s über die Teilung der beiden Pariser Lehrstühle unter die Mitglieder der Provinz Francia und die Auswärtigen finde ich für jene Zeit keinerlei Beweise. Die Datierung der zweiten Berufung ist also noch nicht geklärt, wie dies auch von Albert gilt trotz der entgegenstehenden Behauptung M.s. Die von ihm vorgeschlagene Änderung des Satzes aus dem Brief Johannis von Vercelli: „Si olim . . . vobis qualis nunc est lector quidam affuisset, illuc utique ivisset“ in „sicut olim, . . . nisi qualis nunc est, lector quidam affuisset“ usw. ist rein willkürlich und überflüssig, da der überlieferte Text einen recht guten Sinn gibt: „Wenn ihr damals . . . einen Lektor zur Verfügung gehabt hättet, wie dies heute der Fall ist, so wäret ihr dorthin gegangen“. Jedenfalls sind unsere Forschungen über diese Zeitpunkte im Leben des Heiligen noch keineswegs zu einem völlig befriedigenden Abschluß gelangt. P.

42. Bačić, A., *Introductio compendiosa in opera S. Thomae Aquinatis: Angel 2 (1925) 81—106 145—184 223—276.* — B. will dem Studierenden einen Überblick über die schriftstellerische Tätigkeit des hl. Thomas und einen ersten Einblick in die einzelnen Werke verschaffen. Eine allgemeine Einleitung enthält auch eine Übersicht über die Gesamtausgaben und eine Bibliographie zur Echtheitsfrage. Es folgt die Einführung in die einzelnen Werke, die mit Recht in der Reihenfolge: Aristoteleskommentare, die großen Werke zur Theologie und Philosophie, Schriftkommentare, *Opuscula* geordnet sind. Bei jedem Werke sind nach dem heutigen Wissensstand Zeit der Abfassung, Hauptinhalt, Echtheit und Fundort in der Piana, Parmensis und Vivèsausgabe verzeichnet. Zum Schluß werden die zweifelhaften oder sicher unechten Werke mitsamt der einschlägigen Literatur angegeben. — Die Arbeit ist zur Einführung recht nützlich, und sie bietet auch dem Gelehrten ein sehr bequemes Hilfsmittel. Methodisch verfehlt ist, auch dort eine Jahrzahl für die Entstehung anzugeben, wo es sich um reine Konjekturen handelt. Die *Metaphysik* ist nach dem Artikel von Mansion, *RevNéo-scolPh* 1925, später anzusetzen. Die Angaben über die *Quaestiones Disputatae* und die *Quodlibeta* sind nach den neueren Forschungen, deren Übersicht man im *BullThom* oder in der *Schol* findet, zu vervollständigen und abzuändern. Für *De unitate intellectus* ist jetzt nach *Cod. 225 (A 3 12)* des *Corpus Christi College* zu Oxford das Jahr 1270 gesichert. Die in den *Bibl* 1923 und 1924 erschienenen Aufsätze sind B. entgangen. Er hätte sonst wohl einiges geändert. *De fato* ist endgültig zu streichen, da es aus innern Gründen und nach dem klaren Zeugnis der Hss sicher ein Werk Alberts des Großen ist. Ebenso *De pluralitate*

(richtiger *Contra pluralitatem*) *formarum*, das nach Cod. 118 der Stadtbibliothek Assisi Thomas von Sutton zum Verfasser hat. Dagegen ist *De natura materiae*, von dem freilich in dem erwähnten Cod. 225 des *Corpus Christi College* eine zweite Redaktion existiert, zweifellos echt. Ebenso gleicht *De gen. et corr.* von l. 1 lect. 18 ab so vollkommen dem ersten Teil, daß es recht schwer erscheint, an der Echtheit dieses Teiles zu zweifeln. Von den an letzter Stelle angeführten Apokryphen würde ich *De potentiis animae* und *De intellectu et intelligibili* nicht ohne weiteres verwerfen. *De adventu antichristi* und *De praeambulis* sind ebenso wie der *Genesiskommentar Werke Alberts des Großen*, wie ich bei Gelegenheit nachweisen werde. Für die *Expositio Timaei*, den *Liber de aquarum conductibus* et *De ingeniis erigendis* wären die Forschungen Birkenmajers zu berücksichtigen.

43. *Synave, P.*, L'ordre des quodlibets VII à XI de S. Thomas d'Aquin: *RevThom* 21 (1926) 43—47. — *P. Mandonnet*, der durch seine geistvollen Hypothesen der Thomasforschung viel Anregung gegeben hat, stellt neuerdings die Behauptung auf, Thomas habe 1256 zu Paris mit dem Brauch der Quodlibeta begonnen und die Quodlibeta 7—11 seien in den Jahren 1256—1259 entstanden. Der erste Teil der Annahme ist sicher unrichtig; denn unter den anonymen Quaestiones Alexanders von Hales findet sich auch ein Quodlibet. Der zweite Teil ist gegen das formelle Zeugnis des Nikolaus Trivet und deshalb mit größter Zurückhaltung aufzunehmen, wengleich es möglich ist, daß das eine oder andere dieser Quodlibeta aus der ersten Pariser Zeit stammt. Auf diese Hypothese Mandonnets gestützt, versucht nun S. die Quodlibeta 7—11 zu datieren. Er macht die gute Beobachtung, daß Quodlibeta 7—9 in der Haupteinteilung von den späteren abweichen — freilich gilt dies auch von Quodlibet 2 (Weihnachten 1270 oder 1269) — und deshalb wohl frühen Ursprunges sind, wofür ja auch eine ganze Anzahl anderer Indizien vorliegen. Alles übrige halte ich einstweilen für reine Konjektur. Zu bemerken ist, daß Quodlibet 11 sich in der äußeren Form stark an Quodlibet 12 angleicht. Es spricht also etwas dafür, daß auch Quodlibet 11 der „letzten“ italienischen Lehrzeit angehört. Ferner ist die Datierung von Quodlibet 1, 2, 4 keineswegs in allem gesichert, zumal die Ankunft in Paris Januar 1268 kaum begründet erscheint. Von einer definitiven Lösung sind wir also noch ein gutes Stück entfernt.

44. *S. Thomae Aq. Doctoris Angelici Quaestiones Disputatae. Nova editio emendata.* Préface par le R. P. Mandonnet. 3 vols. 8 (XXIV u. 776, 723, 368 S.) Paris 1925, Lethielleux. Fr 45. — In der Einleitung dieses Neudruckes faßt P. M. in einer dankenswerten Übersicht seine Theorie über die Quaestio Disputata und insbesondere über die Chronologie der Quaestiones disputatae des hl. Thomas zusammen. Bekanntlich hat zumal der zweite Teil dieser Hypothese mehrfach scharfe Zurückweisung erfahren. Meines Erachtens scheint das Ergebnis der Kontroverse zu sein, daß M.s. Chronologie zum guten Teil entweder als unbewiesen oder als positiv unhaltbar dargetan ist.

45. *Beltrán de Heredia, V.*, Los manuscritos de Santo Tomás en la Biblioteca Real de Madrid: *CiencTom* 34 (1926) 196—216. — Aus den Inventaren der Bücher, die von 1433—1440 dem später so berühmten Kolleg von San Bartolomé de Salamanca von seinem Stifter Diego Lopez de Anaya geschenkt wurden, zieht B. die Werke des hl. Thomas aus. Diese Hss sind zum allergrößten Teil heute in der Bibliothek des kgl. Hauses zu Madrid. Aus der Beschreibung der Hss geht hervor, daß fast alle Werke des Heiligen, auch die *Opuscula*, vertreten sind. Ebenso sind uns in Cod. 19 ff. 163^r—201^v Universitätspredigten und *Collationes in cero [sero]* erhalten.

46. Beltrán de Heredia, V., *Los manuscritos de Santo Tomás de la Biblioteca Nacional de Madrid: CiencTom 34 (1926) 88—111.* — Aus der Beschreibung der 26 zum Teil recht alten Hss seien hervorgehoben: Cod. 231 (saec. 15) mit dem ziemlich seltenen Isaiaskommentar. Auch hier wird in dem Explicit die Erklärung „sententia et expositio ad litteram“ genannt. Mit vollem Recht; denn die vereinzelt Erklärungen des allegorischen Sinnes vermögen den Gesamtcharakter nicht zu zerstören. Da nun die gleiche Erklärung auch Postille genannt wird, so wird die von Synave (*BullThom 1926, 57*) noch jüngst wieder gegebene Deutung des Wortes Postille als Schriffterklärung, die notwendig mehrere Sinne berücksichtigt, und ebenso der von ihm konstruierte Gegensatz dieser Erklärung zur expositio ad litteram des Buches Job wohl kaum die Probe bestehen. Cod. 500 (saec. 13/14) enthält neben *De veritate* in zwei verschiedenen Abteilungen die Quodlibeta 8, 9, 10, 7, dann 1—6, 11, 12. Die Verbindung von 11 und 12 bietet einen neuen Anhaltspunkt für die ausgesprochene Vermutung (Greg 1924, 279), daß Quodlibet 11 eng mit 12 zusammengehöre und gleichfalls aus der Lehrszeit zu Neapel stamme. Eine Einsicht in Cod. 128 von Peter House Cambridge lehrte, daß die Worte f. 96^v: „Explicit undecimum et per consequens ultimum fratris Thome de Aquino ordinis predicatorum Parisius“, die ohnehin etwas den Eindruck einer Schlußfolgerung erwecken, erst aus dem späteren 14. Jahrhundert stammen und somit das ausdrückliche Zeugnis Trivets für Italien kaum zu erschüttern vermögen. Von hervorragender Bedeutung ist der bisher ganz unbekannt Cod. 5444 (saec. 13/14), der einen großen Zyklus von Fastenpredigten enthält. Das Seite 109 f. abgedruckte, vom Augustiner Nicolaus de Andria gefertigte Verzeichnis der Thomasschriften ist dagegen fast wertlos, da es ganz auf Bernard Gui sich aufbaut. P.

47. Beltrán de Heredia, V., *Los manuscritos de Santo Tomás en la Biblioteca del Cabildo de Toledo: CiencTom 33 (1926) 398—412.* — B. bietet zunächst aus Cod. 13596 der Nationalbibliothek Madrid jenen Teil des Inventars von 1455, der die Thomasschriften enthält. Dann beschreibt er 19 Hss mit Werken des hl. Thomas; es sind zum guten Teil Sentenzenkommentar und die beiden Summen. Hervorzuheben ist Cod. 19 — 13, in dem auf eine Fortsetzung der *pars tertia* aus der Hand des Dominikaners Wilhelm von Sudre († 1373 als Kardinalbischof von Ostia) hingewiesen wird. Nach B. ist jedoch dieses in Cod. 185 der Kapitelsbibliothek enthaltene Supplement nicht wesentlich von dem allbekannteren verschieden. Auch Cod. 19 — 15 mit den *Opuscula mag* erwähnt werden. P.

48. Destrez, J., *BullThom (Suppl. zu RevThom) 3 (1926) 64—69.* — Gelegentlich einer Besprechung macht D. wichtige Bemerkungen zu den *Collationes de decem praeceptis* des hl. Thomas. Er gibt eine Reihe französischer Hss an, weist nach, daß die *Collatio de secundo praecepto* und *de quinto praecepto* in je zwei selbständige *Collationes* zerfallen und daß auch von der letzten *Collatio* ein Teil abzutrennen ist. Außerdem enthalten die Hss Grenoble 293, Reims 475, Troyes 1256 zwei weitere ungedruckte *Kollationen*, die trotz ihrer späten Bezeugung (15. Jahrh.) recht wahrscheinlich authentisch sind. P.

49. Grabmann, M., *Des Ulrich Engelberti von Straßburg O. Pr. († 1277) Abhandlung De pulchro. Untersuchungen und Texte. Vorgetragen am 7. Nov. 1925. (Sitzungsberichte der Bayer. Akademie der Wiss., philos.-philol. u. hist. Kl., 1925. 5. Abh.) München 1926, In Kommission des G. Franzschen Verlags.* — In anschaulicher und überzeugender Weise zeigt die mit großer Sachkenntnis geschriebene Abhandlung, wie bereits die Schönheitslehre der großen mittelalterlichen Denker die Hauptprobleme der heutigen Ästhetik erfaßt und wissenschaftlich durchforscht hat. Gerade der Traktat von Ulrich von Straßburg, dem Lieblingsschüler Alberts

des Großen, ist so recht geeignet, uns einen Begriff von der Schönheitslehre der mittelalterlichen Hochscholastik zu geben. Der bisher noch unbekannte Text Ulrichs über das Schöne hat nämlich den Vorzug, daß er die umfangreichste systematische Entwicklung des Schönheitsbegriffes aus dem Zeitalter des Aquinaten darstellt. Zum leichteren Verständnis seiner Ausführungen über den Text Ulrichs hat G. demselben noch eine Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der scholastischen Schönheitslehre vorausgeschickt; dabei ist er etwas ausführlicher auf die Schriften und Gedanken Alberts des Großen eingegangen. Es folgen dann die beiden Hauptabschnitte „Ulrich Engelberti von Straßburg und seine Abhandlung *De pulchro*“, sowie „Übertragung und quellengeschichtliche Erläuterung von Ulrichs Kapitel *De pulchro*“ und endlich die kritische Textwiedergabe. Feder.

50. Landgraf, A., Johannes Sternegasse O. P. und sein Sentenzenkommentar: *DivThom* (Fr) 4 (1926) 40—54 207—214 327—350. — L. hat sich einer zwar mühevollen, aber durchaus notwendigen Arbeit unterzogen, indem er den Sentenzenkommentar des Kölner Dominikaners Johannes von der Sternegasse († 1314), der besonders durch die Forschungen Grabmanns bekannt geworden ist, auf seine Lehrrichtung und Abhängigkeit untersucht. Zuerst bietet L. einige Ergänzungen zum Leben und literarischen Nachlaß. Die Erlangung der Magisterwürde scheint trotz der Zeugnisse von Vat. 1092 und des Johannes Meyer nicht gesichert. Die Irrgänge der Bibliographen, die aus dem Dominikaner einen Augustinereremiten machten, werden aufgedeckt. Einen Augustiner Johannes Stringarius (c. 1430) möchte ich trotzdem annehmen. — Außer dem Sentenzenkommentar und einigen deutschen Predigten möchte L. dem Sternegasse auch *Quodlibeta* und eine *Expositio* zur *Consolatio philosophiae* zuschreiben. Allein ich finde keinen Beweis dafür, daß die von Grabmann gefundene versprengte *Quaestio* gerade aus einem *Quodlibet* stammt, und die aus *Cod. Ji 21* (Camb.) angeführte Schlußbemerkung zur *Expositio* geht meines Erachtens klar auf den Schreiber. Das Ergebnis der Quellenuntersuchung ist freilich für den Wert des Kommentars negativ, aber darum nicht minder verdienstvoll. Sternegasse bietet in der Hauptsache eine nicht selten wörtliche Schulkompilation aus Thomas, besonders aus der *S. th.*, wobei er bisweilen auch andere Autoren wie Ägidius von Rom und Heinrich von Gent berücksichtigt, ja ihnen gegen Thomas folgt. L. weist nach, daß Sternegasse auch eine ziemlich gute Kenntnis der Schriften des Averroes besitzt; er möchte ihn sogar in der einen oder andern Frage den Averroisten nähern. Vielleicht geht L. hier etwas zu weit, wenn er einmal zu ‚fühlen‘ glaubt, daß St. sich nur widerwillig der kirchlichen Lehrautorität unterwerfe. St. zollt hier dem Skeptizismus des 14. Jahrhunderts, der allerdings meines Erachtens eine seiner Wurzeln in der übertriebenen Achtung vor der Autorität des Aristoteles und Averroes hatte, seinen Tribut; den Begriff der doppelten Wahrheit aber kann man nicht einmal in der „angeführten Stelle“ des Johannes von Janduno finden, sondern nur das Unvermögen der Vernunft, verschiedene Glaubenswahrheiten streng zu beweisen. — Nach einer Mitteilung in der *CiencTom* 1926 II, 372 f. hat Beltrán de Heredia in *Cod. 100* (saec. 14) der Provinzialbibliothek zu Tarragona ein weiteres Exemplar der beiden ersten Bücher des Sternegasse gefunden. Pelster.

51. March, J. M., *Cuestiones cuodlibéticas de la Biblioteca Capítular de Tortosa*: *EstudEcl* 5 (1926) 150—163. — Von dem Thomisten Johannes von Neapel († nach 1336) waren nur zwei *Quodlibeta* bekannt. M. ist es gelungen, in *Cod. 244* (saec. 14) der Kapitelsbibliothek Tortosa im ganzen zwölf *Quodlibeta* dieses Dominikaners zu entdecken. — Die beiden bisher bekanntesten sind hier das sechste und siebte. Er kann die Echtheit der anonymen Sammlung überzeugend nachweisen. Zum Schluß wird das sehr

nützliche Verzeichnis aller Fragen mitgeteilt. Leider ist wiederum die Blattzahl der einzelnen Quästionen nicht angegeben, so daß ein Bestellen von Photographien beinahe unmöglich ist. Diese Quodlibeta — eine der größten uns erhaltenen Sammlungen — sind für das Studium des Thomismus nach Scotus und Durandus zweifellos von großem Werte. P.

52. Egenter, R., Die Erkenntnispsychologie des Ägidius Romanus. Inauguraldissertation (Univ. München, Philos. Fakult. I. Sektion). (VIII u. 97 S.) Regensburg 1926, Habel. — Die Arbeit ist eine gründliche Untersuchung der Lehre des Ägidius über die intellektive Erkenntnis, vor allem im Anschluß an dessen sorgfältig analysierte Frühschrift „Quaestio de plurificatione intellectus possibilis contra Averroim“ (vorausgeschickt wird eine gedrängte Übersicht der beiden andern Teile der ursprünglichen Dissertation, der Lehre des Ägidius vom Wesen der Seele und von der sinnlichen Erkenntnis). Das Ergebnis der Studie: Ägidius hat in seiner Erkenntnispsychologie keine engeren inneren Beziehungen zu der älteren augustinisch-franziskanischen Schule, sondern wurzelt wesentlich im thomistischen Aristotelismus. Das zeigt sich vor allem in seiner Stellung zur Illuminationstheorie und zur Frage von der Selbsterkenntnis der Seele. Gegen K. Werner, nach dem das augustinische Ternar der „*intelligentia*“, „*memoria*“ und „*voluntas*“ die Grundlage der ägidianischen Psychologie bildet, weist E. überzeugend nach, daß dieses Ternar nur ganz oberflächlich und äußerlich den sonstigen Gedankengängen des Ägidius angefügt ist, ohne irgend eine konstruktive Bedeutung zu haben. Hentrich.

53. Pelster, F., Die Herkunft des Richard von Mediavilla O.F.M.: PhJb 39 (1926) 172—178. — Aus einer Notiz des cod. 144 von Assisi und des Cod. L. 1. 10 (Coxe 139) des Merton College Oxford geht hervor, daß der eigentliche Name Richards „*de Meneville*“ war. Da dieser Name sich nur in Hss englischen Ursprunges findet, so gewinnt die Tradition, nach der England die Heimat Richards ist, bedeutend an Wahrscheinlichkeit. Tatsächlich läßt sich für jene Zeit in Northumberland ein adliges Geschlecht dieses Namens nachweisen — ein Ort Meneville ist nicht bekannt —. Es hätte hinzugefügt werden müssen, daß in einem um 1410 entstandenen Bücherverzeichnis der Kathedrale von Durham (Nordengland) Richard zweimal als Meneville bezeichnet wird (Catalogues of the Library of Durham Cathedral: The Surtees Society 7 [1828] 75). Pelster.

54. Balič, C., Quelques précisions fournies par la tradition manuscrite sur la vie, les œuvres et l'attitude doctrinale de Jean Duns Scot: RevHistEcl 27 (1926) 551—566. — B. veröffentlicht den vollständigen Text einer in Cod. B 1 der Kathedralbibliothek Canterbury enthaltenen Totenklage auf Scotus, aus dessen allerdings fraglicher Lesart „*Dunicie*“ er auf Duns als Geburtsort schließen möchte. Die Frage, ob Ware Lehrer des Scotus war, bleibt wesentlich auf dem gleichen Punkt. Wichtig ist der Nachweis, daß es neben der von A. Pelzer [Annales de l'Institut Supérieur de Philosophie 5, 447—491] nachgewiesenen „*Reportatio maior*“ zum ersten Buch der Pariser Reportata auch zum dritten Buch des gleichen Werkes eine „*lectura incompleta*“ (d. 1—17) und eine „*lectura completa*“ (d. 1—40) gibt. Von beiden nennt B. Hss in Worcester und Oxford. Zu der ganzen Frage und den Ergebnissen von B. wird in der ZKathTh eingehender Stellung genommen. P.

55. Federhofer, Fr. X., Die Philosophie des Wilhelm von Ockham im Rahmen seiner Zeit: Franz Stud 12 (1925) 273—296. — Inhalt: I. Historisches Quellengebiet und historische Bedingtheit der Philosophie Ockhams. Hier wird u. a. Baenckers Behauptung, Ockham berufe sich auf die *Perspectiva* des Witelo, abgelehnt; dagegen zitiere Ockham stets die *Perspectiva* Alhazens, von der auch Witelo abhängig ist. II. Philosophische Strömungen zur Zeit Ockhams: 1. Mathematische und naturwissenschaftliche Richtung;

2. Psychologie; 3. Ethische Bewegungen der ausgehenden Scholastik; 4. Erkenntnistheorie; 5. Logik jener Zeit. — Die fleißige Arbeit ist ein beachtenswerter Beitrag zur Würdigung des Begründers der neueren Nominalistenschule.

Hentrich.

56. Federhofer, F., Die Psychologie der Erkenntnislehre und die psychologischen Grundlagen des Wilhelm von Ockham: PhJb 39 (1926) 263—287. — Eine äußerst knappe Aufzählung der Hauptlehren Ockhams auf psychologischem Gebiet mit Ausblicken auf seine Erkenntnistheorie. Da die Texte nicht abgedruckt werden, ist eine Beurteilung der Richtigkeit dem bloßen Leser des Artikels nicht möglich. In der Seelenlehre huldigt Ockham der Trichotomie; Immaterialität, Unsterblichkeit der Seele seien nur Sache des Glaubens. Die Seelenvermögen seien von der Substanz nicht real verschieden, woraus freilich nicht folge, daß Erkennen, Zustimmung, Wollen einen einzigen Akt der einen Menschenseele ausmachen. — Es wird angedeutet ohne eingehenderen Beweis, daß die ganze Lehre ein sensualistisches Gepräge habe, der wesentliche Unterschied von Verstandesbegriffen und Sinnesvorstellungen aufgehoben sei. Das mag ja sein; aber aus der Lehre, daß das ganze Material der Vernunft aus der Erfahrung (mit Einschluß der innern) stamme, folgt das nicht. Der Artikel will offenbar nur eine erste Übersicht bieten.

Fröbes.

57. Xiberta, B., De Paulo Perusino Baccalario et de Johanne Brammart Magistro ex ordine Carmelitano: AnalCarm 17 (1926) 425—543. — Den wertvollen Studien Xibertas über die Karmeliter Sibertus von Beek, Gerhard von Bologna, Guido Terreni, reiht sich jetzt die über Paul von Perugia (Lehrer in Paris 1344) und den uns besonders interessierenden Johannes Brammart aus Aachen (Lehrer in Paris ca. 1380, Provinzial der Niederdeutschen Provinz 1384—1404, Mitbegründer der Kölner Universität, † 1407) würdig an. Sie ist ausgezeichnet durch Beherrschung und kritische Würdigung sämtlicher Quellen zur Ordensgeschichte, durch ein überaus sorgfältiges Studium der Hss und Quellen und eine vorzügliche Kenntnis der theologischen und philosophischen Probleme der Zeit. Bei Paul von Perugia liegen die von X. entdeckte Chigi-Hs B VI 97 und die Hs A 941 des Archiginnasio in Bologna zu Grunde, nach denen das für die Kenntnis der Kontroverslehren so wichtige Frageverzeichnis geboten wird. Paul hält sich wie die meisten Karmeliterlehrer den Schulen gegenüber ziemlich unabhängig, bekundet jedoch eine gewisse Vorliebe für seine Vorgänger, zumal für Guido Terreni und den bedeutenden Johannes Baconthorp. Allerdings hat auch er der nominalistischen und skeptischen Zeitströmung in mehr als einem Punkte nachgegeben. X. hat in einem Anhang die bibliographischen Notizen über den Ordensgeneral Petrus Raymundi und Robert von Montreuil, die beide von Paul zitiert werden, zusammengestellt. — Von ungleich größerer Bedeutung ist die Studie über Johannes Brammart, weil X. ihn als Typ eines Nominalisten behandelt und an der Hand seines Kommentars eine ziemlich allseitige Skizzierung des gesamten theologisch-philosophischen Lehrgebäudes der nominalistischen Schule gibt. — Nur zu vielen ist Nominalismus noch identisch mit Leugnung der Objektivität der Universalien. — Zugleich mit Ehrles Peter von Candia ist diese Arbeit vorläufig richtunggebend. Sie beruht auf den Hss Wilhering 87 und II. II. 281 der Nationalbibliothek Florenz. Es zeigen sich bei Brammart in Philosophie und Theologie die Charakterzüge des Nominalismus, doch sind sie nicht so ausgeprägt, daß nicht an manchen Stellen gemäßigte und realistische Tendenzen zum Durchbruch kämen. So nimmt Brammart scharf gegen den Dominikaner Robert Holcot Stellung, nach welchem die Prinzipien der Vernunft den Prinzipien der Theologie widersprechen können. Die Arbeiten würden vielleicht noch gewinnen, wenn die Bewertung mehr von innen heraus und nicht vom thomistischen Standpunkt des Verfassers aus er-

folgte. Auch im Nominalismus liegen manche sehr wertvolle Keime, und in manchen Punkten wie in der Universalienlehre, der Leugnung der „demonstrabilitas“ mancher Thesen muß man sehr zusehen, was eigentlich gemeint ist, um den Verfassern kein Unrecht zu tun. X. sieht in der Ablehnung der Individuation durch die „materia prima“ ein Anzeichen des Nominalismus. Dann wären ja alle katholischen Schulen mit Ausnahme der strengen Thomisten dem Nominalismus verfallen, was wohl für die meisten eine überraschende Entdeckung ist. In der Leugnung des realen Unterschiedes zwischen der Seele und ihren Vermögen stimmen nun einmal Augustinus und die Nominalisten überein. Weshalb soll Brammart hier nicht den Geist des hl. Augustinus haben? In Betreff der im 14. Jahrh. so viel und so heiß disputierten Fragen der „praescientia“, der „praedestinatio“ und des „concursum“, die meines Erachtens den Schlüssel zum Verständnis der Entstehung des Bañesianismus bieten, scheint mir nach den Proben die Stellung Brammarts und die Charakteristik X.s nicht recht klar. Fast sieht es aus, als habe Brammart den „concursum immediatus“ überhaupt geleugnet (S. 521). Was S. 519 über die „praevisio futurorum actualium“ von Brammart gesagt wird, kann jeder Molinist unterschreiben.
Pelster.

58. Weinhandl, F., Meister Eckehart im Quellpunkt seiner Lehre. 2. vermehrte Aufl. (Weisheit und Tat, Heft 7) (52 S.) Erfurt 1926, Kurt Stenger. M 2.40. — W. gibt zwei Beiträge zur Mystik Meister Eckeharts: I. Meister Eckehart im Quellpunkt seiner Lehre (Weisungen Eckeharts zum Verständnis seiner Lehre. — Gottesgeburt und „simplex unum“. — Die Lehre vom „sunder warumbe“. — Fülle und Macht). II. Die Mystik Eckeharts im Lichte seiner Rechtfertigungsschrift (Das Wesen. — Gott und die Seele; der Seelengrund. — Christus. — Die Geburt Gottes in der Seele. — Gott und Gottheit. — „Homo recte dispositus“). W. kommt es nicht nur auf eine Wiedergabe der Lehre Eckeharts an, sondern auch auf eine Bewertung. Das Wesentliche in Eckeharts Lehre sieht er in seinem „Persönlichkeitsideal“. Es ist der „homo recte dispositus“, nicht dieser oder jener zufällige Mensch, sondern „der Mensch“, „homo“. Er schwebt vor unsern Augen als Bild dessen, was uns allen vorschwebt beim Gedanken an Persönlichkeit — bereichert um einen neuen, wesentlichen, unverbrauchten Zug: Persönlichkeit als das Unpersönliche. Kants Gesetz oder Idee der Menschheit, Goethes Mensch, der zum Höchsten gelangt ist, wohl sind sie untereinander und von Eckeharts „homo“ nach Klang, Farbe und Voraussetzungen verschieden, aber die edle Kühnheit wahrhaft freier Geistexistenz ist dieselbe. — Zur Beurteilung vgl. Nr. 87. Sladeczek.

59. Metz, R., Berkeley's Philosophisches Tagebuch: Kantstud 31 (1926) 344—351. — Als Student des Trinity College in Dublin pflegte Berkeley seine frühesten philosophischen Gedanken in zwei Schreibhefte einzutragen. Über diesem philosophischen Tagebuch hat bisher ein Unstern gewaltet. Die beiden Hefte wurden in verkehrter chronologischer Reihenfolge gebunden und so 1871 als „Commonplace Book“ mit vielen willkürlichen Änderungen von Fraser ediert. Bei der Wichtigkeit, die dieses Werk für die Erforschung des philosophischen Werdeganges Berkeley's besitzt, ist eine philologisch exakte, auf Grund erneuter Kollation mit der Urschrift veranstaltete, kritisch gereinigte Textausgabe die nächste und dringendste Aufgabe der Berkeleyforschung. Hentrich.

60. Ehmer, W. (Kowno), Kants Abstammung: Kantstud 30 (1925) 464 bis 467. — Die Vorfahren Kants werden nach Deutschland, Schweden, Schottland und Litauen verlegt. E. sucht nun auf Grund seiner archivalischen Forschungen nachzuweisen, daß Kants Urgroßvater aus Schottland einwanderte; daß dagegen die in letzter Zeit mehrfach aufgetretene Behauptung, Kant sei seiner Herkunft nach Litauer gewesen, unbewiesen ist. H.

61. Spindler, J., Zur Frage der Interpretation einer der wichtigsten Stellen der „Kritik der Urteilskraft“: Kantstud 30 (1925) 468—470. — Driesch hatte Kant vorgeworfen, er vermenge in dem berühmten § 77 der „Kritik der Urteilskraft“, und zwar in der Stelle „Nun können wir uns aber ...“ (S. 295 oben, in der Reklamausgabe), die Verhältnisse „Allgemeines—Besonderes“ und „Ganzes—Teil“. Gegen diesen Vorwurf sucht S. Kant zu verteidigen durch eine andere grammatikalische Beziehung der Wörter, die zwar nicht so nahe liegt, aber doch möglich ist. Wir möchten S. recht geben.

62. Görland, A., Über eine jüngst bei Kant entdeckte kapitale Dialektik in Vernunftgeboten: ArchRWirtschPh 19 (1925/26) 646—660. — B. Bauch hatte in einem Aufsatz (der gleichen Zeitschrift) „Die Dialektik in dem Verhältnis von Krieg und Frieden bei Kant“ nachweisen wollen, daß bei diesem zwei Grundforderungen der praktischen Vernunft: „Es soll kein Krieg sein“ und „Es soll kein Friede sein“, in unausgeglichener Antithetik stehengeblieben seien, daß ferner beide Sätze von jedem Menschen zugleich mit Recht vertreten würden, und daß man aus den Voraussetzungen und mit den Mitteln der Kantischen Philosophie eine dialektische Synthese dieser Gegensätze schaffen könne. Dagegen zeigt G. in scharfer Polemik, daß der zweite Satz („Es soll kein Friede sein“) weder sich bei Kant finde, noch auch als wissenschaftlich berechtigt bewiesen werden könne. H.

63. Noël, L., Le problème kantien: RevNéo-scolPh 27 (1925) 146—169 — Das eigentliche Problem Kants ist in seinem Briefe vom 21. Februar 1772 an M. Herz ausgesprochen: „Unser Verstand ist durch seine Vorstellungen weder die Ursache des Gegenstandes ... noch der Gegenstand die Ursache der Verstandesvorstellungen. Die reinen Verstandesbegriffe müssen also in der Natur der Seele ihre Quellen haben, aber doch weder insofern sie vom Objekt gewirkt werden, noch das Objekt selbst hervorbringen. Wenn solche intellektualen Vorstellungen auf unserer innern Tätigkeit beruhen, woher kommt die Übereinstimmung, die sie mit Gegenständen haben sollen, die doch dadurch nicht etwa hervorgebracht werden?“ (Briefe Kants, hrsg. Vorländer, VIII 403 f.) Erst unter dem Einfluß der Lösung dieses Problems, die Kant in der Kritik der reinen Vernunft gibt, ist die Frage entstanden: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?“

Sladeczek.

64. Benrubi, J., Kant, Maine de Biran und die philosophische Bewegung der Gegenwart: Kantstud 30 (1925) 453—463. — Das zeitliche Zusammentreffen der Zentenarfeiern Kants (geb. 1724) und Maine de Birans (gest. 1824) veranlaßt B., die Beziehungen zwischen beiden Denkern und die Bedeutung ihres Schaffens für die Philosophie eingehend zu untersuchen.

Hentrich.

65. Heß, H., Das romantische Bild der Philosophiegeschichte: Kantstud 31 (1926) 251—285. — Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bildet sich im Zusammenhang mit dem romantischen Welt- und Geschichtsgefühl ein völlig neuer Typus der Philosophiegeschichte heraus. H. beschreibt nun zunächst die allen Philosophiegeschichten dieser Epoche gegenüber der Aufklärung gemeinsamen und wesentlichen Züge, um dann an den Gestalten Hamanns, Hülsens (von dem der entscheidende Anstoß ausging), Asts, Stecks', Schellings und Schlegels den Werdeprozeß des romantischen Philosophiehistorikers darzustellen. — Der bleibende Gewinn der philosophiegeschichtlichen Bemühungen der Romantik ist kein stofflicher, sondern ein methodischer: die ungeheure Bereicherung und Intensivierung der geschichtlichen Erlebnisfähigkeit. Die an einem engen Bezirk der Wirklichkeit ausgebildeten Erlebnisorgane der Aufklärung gewahrten in der Vergangenheit immer nur das Gleiche; die Romantik erst öffnete die Augen für die qualitative Buntheit

und differentielle Individualitätenfülle des historischen Lebens. Vom Gegenwartsstandpunkte aus muten diese philosophiegeschichtlichen Versuche oft an wie eine Vorwegnahme modernster Wissenschaftsprobleme. H.

66. Rintelen, F. J. v., Pessimistische Religionsphilosophie der Gegenwart. Untersuchung zur religionsphilos. Problemstellung bei E. v. Hartmann (XVI u. 227 S.), München 1925, Pfeiffer. M 6.— In glücklicher Ergänzung und Abgrenzung zu dem umfangreichen Werke von Steffes über Hartmanns Religionsphilosophie, das sich eng an den systematischen Aufbau der Werke Hartmanns anschließt, will die vorliegende verdienstvolle Erstlingsschrift in freierem Abstände die spezifisch religiösen Gedanken aus Hartmanns System herauschälen, in ihrem inneren Zusammenhang darlegen und sie organisch in den Werdegang der Geschichte einbauen. Zugleich stellt v. R. den Hartmannschen Lehren von der Erkennbarkeit des Religiösen, vom Wesen der unbewußten unpersönlichen Gottheit, von Erlösung und Leiden usw. die entsprechenden theistischen und christlichen Lehren gegenüber, wobei er die Überlegenheit des christlich-theistischen Standpunktes zeigt, vor allem in der Lebens- und Kulturphilosophie, wo Hartmann das Individuum zu einem bloßen Durchgangspunkt des ideellen Weltprozesses macht. — Bei dem Einfluß, den Hartmanns Gedanken und Konstruktionen auf die mannigfachen Strömungen monistischer Religionsphilosophie ausgeübt haben, gewährt das Werk tatsächlich, wie der Obertitel verspricht, einen tieferen Einblick in die religionsphilosophische Ideenwelt der Gegenwart und wird daher auf manche klärend und stärkend wirken. H.

67. Brentano, Franz, Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Nebst Abhandlungen über Plotinus usw. Herausgegeben von O. Kraus [= Philosophische Bibliothek Bd 195] (XVIII u. 169 S.), Leipzig 1926, Meiner. M 4.50. — Auch der vorliegende Band der „Gesammelten philosophischen Schriften Franz Brentanos“, deren Herausgabe sich seine Schüler O. Kraus und A. Kastil mit großer Hingebung widmen, bringt aus dem Nachlasse des Meisters mehrere wertvolle unveröffentlichte Abhandlungen, vor allem seine Diktate über Kants Kritik der Gottesbeweise (1911/12), in denen der erblindete Denker in überaus gedrängter Form Kants Kritik als unberechtigt zurückweist. Eine ausführlichere Begründung dieser Gedanken werden die „Metaphysischen Vorlesungen B.s über das Dasein Gottes“ bringen, deren Ausgabe Kastil aus dem Nachlaß vorbereitet. Der ebenfalls unveröffentlichte Vortrag „Was für ein Philosoph manchmal Epoche macht“ (1876), der Form nach eine Kritik der Lehre Plotins, zielt mit jedem Worte auf Hegel und dessen Spekulationen. Außerdem enthält der Band vier Schriften B.s, die zwar veröffentlicht sind, aber an schwer zugänglichen Stellen, nämlich die Polemik gegen seinen einstigen Schüler Hertling „Über voraussetzungslose Forschung“ in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ (1901); ferner seine Würdigung des hl. Thomas von Aquin (1908 in der Wiener „Neuen Freien Presse“); sodann die Frühschrift aus seiner katholisch-gläubigen Zeit „August Comte und die positive Philosophie“ (erschienen 1869 im „Chilianeum“), in der er die Phasenlehre Comtes darstellt und zu seiner eigenen Phasenlehre in Beziehung setzt; endlich seine geschichtsphilosophische Untersuchung „Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand“, die bei ihrem Erscheinen 1895 großes Aufsehen und lebhaften Widerspruch erregte, besonders deshalb, weil Br. das Stadium der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel darin als „das äußerste des Verfalles“ kennzeichnet. — Einige Schönheitsfehler der Ausgabe: die Anmerkungen zum letzten Teil, auf die im Text verwiesen wird, sind am Schlusse des Buches ausgelassen worden; der fünfte Teil, „Schopenhauer“, über den man in der Einleitung des Herausgebers nähere Angaben vermißt (z. B. ob unveröffentlicht? ob Skizze, Vorlesungs-

diktat?), wird im Inhaltsverzeichnis vorne in das Jahr 1911/12, dagegen auf dem Sondertitel in das Jahr 1915 verlegt. H.

68. Wentscher, Else, Deutsche Einflüsse in der neuen englischen Philosophie: *AnnPhPhKrit* 5 (1925) 135—139. — W. weist den bisher nicht beachteten Einfluß des deutschen Idealismus, besonders Kants und Hegels, auf die beiden ausgesprochen idealistischen Systeme von T. H. Green und F. H. Bradley nach, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich gegen den überlieferten Empirismus und Utilitarismus der englischen Philosophie langsam durchsetzen. H.

69. Johnson, G., The Revival of Scholastic Philosophy: *Princeton Theological Review* 24 (1926) 206—224. — Der amerikanische Protestant J. zeichnet mit großer Objektivität und überraschender Sachkenntnis das geschichtliche Werden der Erneuerung der Scholastik und ihre Fortschritte in den einzelnen Ländern, um dann ein getreues Bild vom Gedankensystem des Thomismus zu entwerfen. Beachtenswert ist sein Schlufurteil: Zwar schrecke man zurück vor einem kirchlich garantierten System der Philosophie. „On the other hand it must be confessed that the scholastic system has proved very fertile in its results. It has offered a method of judging the new proposals in science and philosophy, not by way of rejecting them but of testing their worth. In this respect the volume entitled *Mélanges Thomistes* is interesting reading in that it shows how fresh and lively the Thomist analysis is when applied to present-day problems. The same impression is made by the reading of the pages of the representative neo-scholastic reviews such as the *Ciencia Tomista* and the *Revue Néo-scholastique*, in which there is abundant proof that the scholastic philosophy is still able to cope with the questions that agitate present-day thinking“ (223). Für den konservativen Protestantismus ergebe sich daraus die Lehre, die Methode dieser scholastischen Erneuerung nachzuahmen, wenn auch nicht ihren Inhalt zu übernehmen. H.

70. Del-Negro, W., Zum modernen Platonismus: *AnnPhPhKrit* 5 (1925) 140—149. — D.-N. sucht, im Kampfe gegen die platonisierenden Kreise um Husserl und Meinong, das Problem der „entia rationis“ nach seiner psychologischen Seite zu klären durch Einführung des „Meinens“ als eines vom eigentlichen Vorstellen verschiedenen Denkorganes. H.

71. Hoffmann, P., Riehls Kritizismus und die Probleme der Gegenwart: *Kantstud* 31 (1926) 330—343. — Die eigentümliche Leistung Riehls liegt in der Herausarbeitung der realistischen Motive der Kantischen Erkenntnistheorie. Auf der einen Seite sucht er das vielfältige und in seinem Sinn nicht ganz deutliche Apriori Kants auf eine klare Linie und einen einzigen Grundgedanken zu reduzieren: auf das Prinzip der identischen Einheit des Bewußtseins, das die allgemeinen Formen der Erkenntnis überhaupt bestimmt; auf der andern Seite betont er die Abhängigkeit aller besondern Erkenntnis vom Realen und ihre Bezogenheit auf dieses. So wird an dem Werke Riehls die wichtige Aufgabe sichtbar: eine grundsätzlich realistische Erkenntnisauffassung zu verbinden mit der Annahme eines Apriorismus überhaupt. Das Problem dieser Verbindung von Apriorismus und Realismus, das bei Riehl ins Zentrum tritt, erscheint aber als einer der Punkte, um den sich auch heute wieder die Bemühungen der Philosophie drehen müssen. — Zur Frage der Realitätserkenntnis betont Riehl mit Kant, daß alles Besondere unserer Erkenntnis niemals a priori ableitbar, sondern stets nur aus Erfahrung, und zwar aus der Einwirkung der wirklichen Dinge auf unsere Sinne zu verstehen sei. Die real bedingten besondern Gegebenheiten müssen in die subjektiven „Formen“ des uns möglichen Erlebens eingehen. Fügen sie sich unsern Bewußtseinsformen, so kann die Beschaffenheit des ihnen entsprechenden An-sich-Realen

diesen Formen nicht gänzlich ungleichartig sein. Die Tatsache des Bewußtseins und der Erfahrung beweist also eine gewisse „Konformität“ des realen Seins und der subjektiv formalen Bedingungen der Erfahrung. — Das Problem Riehls ist das Problem Kants (vgl. Besprechung Nr. 63), das auch heute noch das bedeutendste Problem ist. Die Lösung, die Riehl gibt, führt aber letztlich zur Annahme einer „harmonia praestabilita“, die mit Recht Kant so scharf ablehnt. Eine Lösung des Problems nur durch eine äußere, letztlich subjektive Synthese ist unmöglich und widerspruchsvoll. Hier bricht der Kantsche Kritizismus, wie Riehls Lösungsversuch, in sich innerlich zusammen, und ist darum nicht nur vom Standpunkt der Wahrheitskritik, sondern auch der immanenten Kritik völlig unhaltbar. Sladeczek.

72. Grautoff, C., Heinrich Wölfflins Kategorienlehre: PhMhKantstud 1 (1925) 167—169. — W.s Kategorienlehre verfolgt die gleiche Grundtendenz wie diejenige Kants: zu erkennen und die Erkenntnisse zu ordnen, aber auf entgegengesetzten Wegen. Während Kant seine Tafel der reinen Verstandesbegriffe aus einem gemeinschaftlichen Prinzip ableitet, hat W. seine Grundformen der Anschauung „empirisch aufgerafft“. Als Substrat seiner Betrachtungen hat er wie Henri Bergson den immanenten Bildungsprozeß genommen. Wie dieser will er im Gegensatz zu den starren Begriffen alter Schematisierungen „das grenzenlose Fließen“ der ewig sich fortbewegenden Wirklichkeit erfassen und den Nerv der „schöpferischen Entwicklung“ bloßlegen. — Das Problem der Bewegung läßt sich im Gegensatz zu Heraklit, dem H. Bergson wie W. nahe stehen, nur auf dem Wege lösen, den Aristoteles eingeschlagen hat, vor allem im 1. Buche der Physik. Im 4. Buche der Metaphysik zeigt er, wie das Bewegungsproblem im Einklang mit dem Widerspruchsproblem zu lösen ist. Im Zusammenhang damit steht auch seine Lehre von dem Erfassen der Wesenheiten in den Erfahrungstatsachen, die allein eine der Wirklichkeit entsprechende Kategorienlehre ermöglicht. Hier finden sich wenigstens wurzelhaft die Lösungen der von der neueren Philosophie vielfach in Anlehnung an Hegel wieder aufgeworfenen Probleme der „Bewegung“ und „Wesenheit“. S.

73. Driesch, Hans, Johannes Volkelts Erkenntnislehre und Metaphysik. In: Zwischen Philosophie und Kunst. Johannes Volkelt zum 100. Lehrsemester. Eine Sammelschrift hrsg. von Willy Schuster, Leipzig 1926, Ed. Pfeiffer. M 10. — S. 97—108. — Dieser Beitrag der Sammelschrift dürfte für alle, die sich für Scholastik in Vergangenheit und Gegenwart interessieren, besonders beachtenswert sein. Es kommen für Volkelts Erkenntnislehre und Metaphysik vor allem folgende Werke in Frage: 1. Erfahrung und Denken 1886; 2. Die Quellen der menschlichen Gewisheit 1900; 3. Gewisheit und Wahrheit 1918; 4. Das ästhetische Bewußtsein 1920; 5. Die Gefühlsgewisheit 1922; 6. Phänomenologie und Metaphysik der Zeit 1925. Durch eine kurze Inhaltsangabe dieser Werke, besonders von 3 und 6, werden auf wenigen Seiten Volkelts Grundanschauungen gekennzeichnet. Diese stehen von Anfang an der Philosophie der Scholastik nahe, und man kann wohl sagen, daß sie sich ihr im Verlauf der Jahrzehnte mehr und mehr annähern. Am stärksten kommt diese Annäherung in dem letztgenannten Buch, dem metaphysischen Hauptwerk, zum Ausdruck. Hier bekennt sich der greise Philosoph, der in früheren Zeiten dem Hegelschen Pantheismus mit Begeisterung angehangen hat, zur theistischen Metaphysik. Allerdings trägt sein Theismus, meint Driesch, noch gewisse pantheistische Züge. Das zeitliche Sein, das wir in der Erfahrung erkennen, ist von einem zeitlosen Sein „unterbaut“. Das letztere ist von geistiger Art. Durch einen Akt dieses Seins ist der Anfang des zeitlichen Geschehens gesetzt. Doch ist das Urwesen schon vor diesem Akt als wesensvollendet zu denken; die zeitliche Welt gehört nicht zur Selbstverwirklichung Gottes, — Gott kann nicht „fertiger“ werden. Gerade in diesem Punkte pflichtet Driesch der

Metaphysik Volkelts nicht bei. Sein Bedenken ist dieses: Volkelt entscheidet sich für den Theismus, weil die zeitliche Welt notwendig einen Anfang habe; doch „wäre nicht auch ein Anfang der Zeitlichkeit da, wenn das Urwesen sich in die Zeitwelt verwandelt hätte mit der ihm bleibenden Potenz, sich wieder in Zeitlosigkeit zurückzuverwandeln, wenn es Phasen des wirklichen Wesens gäbe? ... Er sieht aber, so scheint mir, nur die Alternative Theismus oder logischer Pantheismus, aber nicht das Tertium“ (S. 107). — Nach den Gedankengängen der „Phänomenologie und Metaphysik der Zeit“, so müssen wir gestehen, bleibt dieses Bedenken Drieschs möglich. Es hätte keinen Platz, wenn ein Gedanke, der in der scholastischen Metaphysik von grundlegender Bedeutung ist, in Volkelts Lehren nicht gar zu sehr zurückträte: das zeitliche Sein, welches wir in innerer und äußerer Erfahrung erkennen, ist ein substantiell Wirkliches; indem es, identisch mit sich gleichbleibend, gleichwohl nun so, nun anders ist, d. h. indem es sich wirklich verändert im strengen Sinn des Wortes, ist es in zeitlichem Ablauf, in der Zeit, und bietet unserem Geiste die Zeit erkennbar dar; es ist ein Wirkliches, das aus „Akt“ und „Potenz“ „zusammengesetzt“ ist, und als solches kann es den hinreichenden Grund seines Seins nur in einem andern haben, welches substantiell ist, aber selber nicht aus Akt und Potenz zusammengesetzt, sondern reine Wirklichkeit, Sein ohne Werden, „actus purus“ ist. Daß in der Metaphysik Volkelts der Substanzgedanke so zurücktritt, mag wohl seinen Grund in der Erkenntnislehre haben. Hier tritt nämlich Substanz selbst an der Stelle, wo sie in ihrer Wirklichkeit und Erkennbarkeit von entscheidender Wichtigkeit ist, im Selbstbewußtsein, nur wie von ferne hervor. „Es muß unter der Schwelle des Bewußtseins stetig sich Erstreckendes, ununterbrochen sich Fortsetzendes geben, dem die anhebenden und verschwindenden Bewußtseinsvorgänge zugeordnet sind.“ „Sonst würde man zu der widerlogischen Vorstellung eines absoluten Anhebens und Abreißens kommen“ (Gewißheit und Wahrheit, S. 243). Damit ist freilich so etwas wie „Substanz“ ausgesprochen; aber es fragt sich: ist dieses bloß ein „unter der Schwelle des Bewußtseins sich Erstreckendes“, oder auch in den Bewußtseinsvorgängen selbst Manifestes, das wir an seinem Selbst, wenn auch nur soweit es in seinen Akten aus sich heraustritt, erkennen, das wir nicht bloß deswegen anerkennen, weil die Bewußtseinsvorgänge einem Stetigen „zugeordnet“ sein müssen, und wir sonst zu einer widerlogischen Annahme gezwungen würden? Ist uns durch die Erfahrung substantielles, wandelbares und sich wandelndes Sein gegeben, so tut dieses uns ein Sein kund, das von allem Wandelbaren verschieden, selber unwandelbar, „zeitlos“ allem Zeitlichen zu Grunde liegt, das, obwohl und weil Ursache allen Werdens, selber nicht „fertiger“ werden kann. Claßen.

74. Wernick, Eva, Die Religiosität des Stundenbuches von Rilke. [Studien zur Geistesgeschichte und Kultur, Comenius-Gesellschaft, Bd. 1] (47 S.) Berlin 1926, Gruyter. M 2. — W. untersucht in klarer, schlichter Sprache den religionsphilosophischen Gehalt des „Stundenbuches“ des Dichterphilosophen Rainer Maria Rilke, und zwar in drei Teilen: seinen religiös-metaphysischen Unterbau, die religionspsychologische Seite, endlich seine Ethik. Im ersten Teil hebt sie hervor, wie bei aller noch so innigen Zuordnung des Geschöpfes zum Schöpfer im Sinne der augustianischen „Unruhe zu Gott“, doch die Transzendenz und Wesensgeschiedenheit Gottes gewahrt und jeglicher Pantheismus oder Panentheismus abgelehnt wird. — Bei dem Einfluß, den der inzwischen am 29. Dezember 1926 verstorbene Dichter noch immer durch sein „Stundenbuch“ auf weite Kreise von Suchenden ausübt, verpflichtet die vorliegende Arbeit zu Dank, zumal die Verfasserin verspricht, dieser Skizze (ursprünglich als Vortrag entstanden) in Bälde eine größere Untersuchung über das „Gottesproblem bei Rilke“ folgen zu lassen, die auch die übrigen Werke Rilkes einbeziehen und genaue Begründungen für das hier Vorgelegte bieten soll. Henrich.

75. Somogyi, J., Die Philosophie Ákos Paulers. Ein neues ungarisches philosophisches System: Kantstud 30 (1925) 180—188. — S., ein junger ungarischer Forscher, der in Deutschland Philosophie studiert und in Freiburg i. Br. bei Professor Geyser promoviert hat, will seine Erkenntlichkeit für das Empfangene dadurch abstaten, daß er den bedeutendsten lebenden Philosophen Ungarns uns Deutschen näherbringt: Ákos Pauler, der vor kurzem nach 25jährigen Vorarbeiten sein philosophisches System in einheitlicher Darstellung veröffentlicht hat. S. charakterisiert dieses System als objektiven Idealismus mit betont antipsychologistischer und antisubjektivistischer Tendenz. H.

76. Frank, S., Wesen und Richtlinien der russischen Philosophie: Gral 19 (1924/25) 384—394. — 77. Frank, S., Die russische Philosophie der letzten 15 Jahre: Kantstud 31 (1926) 89—104. — Die russische Philosophie ist seit einem Jahrzehnt — wenigstens äußerlich — in eine große Krise geraten. Seit 1923 erscheinen in Rußland — abgesehen von der marxistisch-materialistischen Literatur — keine philosophischen Schriften mehr; fast alle bedeutenden russischen Philosophen sind von der Sowjetregierung vertrieben. Einer dieser Vertriebenen, der frühere Petersburger Philosophieprofessor F. (zur Zeit Professor an dem russischen wissenschaftlichen Institut in Berlin) referiert in den Kantstudien über die wichtigsten Erscheinungen der russischen Philosophie, nach einzelnen Gebieten verteilt. Trotz Weltkrieg, Bürgerkrieg, kommunistischer Revolution waren die letzten 15 Jahre eine Zeit mächtigen Aufblühens. — In dem Gralartikel sucht F. die Eigenart des russischen Philosophierens uns näherzubringen, den „konkreten Intuitivismus“, der auf dem ganz eigentümlichen, das ganze russische Denken durchdringenden Wahrheitsbegriff fußt, der durch das unübersetzbare Wort „Práwda“ ausgedrückt wird. Das Hauptthema ist die Geschichts- und Sozialphilosophie, die aber zugleich religiöse Ethik und Ontologie ist. Von allen westeuropäischen Denkern haben Schelling und Leibniz den größten Einfluß ausgeübt. Im Gegensatz zur westeuropäischen „Ich“-Philosophie ist die russische Weltanschauung eine ausgesprochene „Wir“-Philosophie. H.

2. Logik. Erkenntnislehre. Metaphysik

78. Schestow, L., Potestas clavium oder die Schlüsselgewalt (495 S.). München 1926, Verlag der Nietzsche-Gesellschaft. M 9. — Das Werk ist nicht, wie der Titel nahelegt, eine dogmatische, apologetische oder polemische Abhandlung über die Schlüsselgewalt Petri, sondern die von Sch. leidenschaftlich bekämpfte „Potestas clavium“ ist die Überzeugung aller Denker von der Allgemeingültigkeit der Wahrheit: „Jeder Mensch meint, daß seine Wahrheit die wahre sei und daß seine Schlüssel die echten seien. . . . Sokrates und die Katholiken sprechen hiervon . . . ungefähr in den gleichen phantastischen Ausdrücken“ (68). — Der Russe Leo Sch., ein in sprachlicher Form und gedanklichem Inhalt stark von Nietzsche beeinflusster, philosophischer Schriftsteller ist in den letzten Jahren durch Übersetzungen seiner philosophisch-kritischen Werke „Tolstoj und Nietzsche“ (1923); „Dostojewski und Nietzsche“ (1924) usw. auch in Deutschland bekannt geworden. Seit 1925 zeichnet er auch als Mitherausgeber des deutschen „Jahrbuches der Nietzsche-Gesellschaft“. — Das vorliegende Werk, das bereits 1920 in russischer Sprache erschien, ist eine Aphorismensammlung mit dem in immer neuen, oft recht bizarren Formen abgewandelten Thema: Die Überzeugung der Allgemeingültigkeit der Wahrheit, der Glaube an das Rational-Logische im Geistesleben, der von Thales und Sokrates bis heute vorherrsche, sei ein fortgesetzter geistiger Sündenfall, ein Abfall von der geistigen Freiheit, die in einer mutigen Bejahung der absoluten Irrationalität des Lebens bestehe. Hentrich.

79. Pichler, H., Vom Wesen der Erkenntnis (82 S.). Erfurt 1926, K. Stenger. M 2.75. — P. ist ein gemäßigter, aber folgerichtiger Konzeptualist. Infolgedessen besitzen nach ihm die apriorischen Urteile keineswegs eine zureichende Begründung. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten läßt Ausnahmen zu (19). Diesen Folgerungen entgeht auch nicht, wie P. treffend zeigt, der Rationalismus, der in Leibniz seinen Hauptvertreter hat (60 ff.). Kants Transzendentalphilosophie gibt auch keine Lösung. „Nähme man Kants Auffassung an, daß die gegebene Wirklichkeit formlos, wesenlos ist, dann würde die Kritik der reinen Vernunft in der Anerkennung bestehen, daß die Vernunft über jede Kritik erhaben ist und zu jeder Willkür Macht besitzt. Das Gegebene ist ja zu absoluter Ohnmacht verurteilt und ihr ausgeliefert worden“ (75 f.). „In der Wirklichkeit dagegen ist Form und Stoff etwas Relatives: jeder höheren Form steht geformter, mehr oder minder eigensinniger Stoffgehalt gegenüber“ (76). Zu einer absolut sicheren Erkenntnis, zu einer absoluten Lösung kommt P. nicht — und kann auch folgerichtig von seinem konzeptualistischen Standpunkte aus nicht kommen. Das letzte Kapitel trägt dementsprechend die Überschrift: „Das Unergründliche“. Seinen Inhalt faßt P. in die Worte zusammen: „Wer der Menschheit einen tieferen Sinn schenkte, brachte ihr stets auch einen neuen Widersinn. Vielleicht gelangt die Menschheit über ihre Sinnwidrigkeiten hinaus. Vielleicht ist sie eine Mißgeburt, die keine Auferstehung findet.“ So klingt Pichlers Konzeptualismus im Zweifel, im Skeptizismus aus, wie ja folgerichtig jeder Konzeptualismus im absoluten Zweifel ausklingen muß. Sladeczek.

80. Merck, S., Dialektisches Denken in der Philosophie der Gegenwart. Logos 15 (1926) 21—46. — Die Strömungen, dialektische Methode (nicht im Sinne der Scholastik, sondern der Philosophie Hegels) in der Philosophie der Gegenwart zu erneuern, werden von mehreren Quellen aus gespeist. M. zählt einige auf. 1. Neukantischer Kritizismus stößt überall bei seiner Durchführung auf die Probleme der Dialektik. Zu erwähnen wäre hier vor allem Thomas Coke, Theorie der Dialektik (1923). „Die ganze Dialektik bewegt sich immer im Relativen, zertört immer von neuem den Anschein der Absolutheit und strebt dadurch ewig dem Absoluten zu“ (349). 2. Diejenige neuzeitliche Richtung, die alle Psychologie als Denkpsychologie auffaßt, muß in radikaler Überwindung des Psychologismus von vornherein eine dialektische Grundeinstellung vermuten lassen: R. Hönigswald, Grundlagen der Denkpsychologie (1924). 3. Auch die spekulative Dialektik selbst hat ihre Erneuerung gefunden. In vorderster Reihe steht hier R. Kroners Werk, Von Kant bis Hegel (1921/24). Vgl. Logos 13 (1924) 90 ff. 4. Nicht von der formalen Seite des dialektischen Problems, sondern von einer ganz bestimmten inhaltlichen Seite, nämlich von einer Philosophie des Marxismus nimmt seinen Ausgang G. Lukács, Geschichte und Klassenbewußtsein, 1923. Er vertritt aber einen sublimen Dogmatismus. — Das Hauptproblem der Dialektik ist: Wie ist Absolutes und Kontingentes gleichzeitig möglich? Da jeder Lösungsversuch rein dialektischer Methode zur Leugnung des Widerspruchsprinzips führt, hebt sich jede Dialektik im Sinne Hegels notwendig selbst auf. Vgl. oben S. 1 ff. S.

81. Müller, A., Die große Synthese: Festgabe Adolf Dyroff (Bonn 1926, Röhrscheid) 1—31. — Synthese in der Philosophie als Ganzem bedeutet, den Zusammenhang der verschiedenen Wirklichkeitsbereiche aufweisen. Als Wirklichkeitsbereiche unterscheidet M. 1. die sinnlichen, 2. die übersinnlichen, 3. die idealen (vor allem die mathematischen), 4. die geltenden Gegenstände, insbesondere die ethischen, ästhetischen und religiösen Werte. Nach ihm erschaut der Verstand die idealen und geltenden Gegenstände unmittelbar, wobei die Beziehung zur Erfahrungserkenntnis nur eine ganz lose und äußere ist. — Dies widerspricht der Lehre vom Erfassen

der absolut betrachteten Wesenheiten in und mit den Erfahrungsgegebenheiten (vgl. Schol 1 [1926] 188 ff.), die gerade durch die Ergebnisse der modernen psychologischen Forschung bestätigt wird (s. J. Fröbes S. J., Lehrbuch der experimentellen Psychologie I, 429 ff., 441 ff.; II, 184 ff., Freiburg 1923). Da M. in keiner Weise die absolut betrachteten Wesenheiten berücksichtigt, kommt er zur scharfen Trennung der Wirklichkeitsbereiche, was folgerichtig den Satz vom ausgeschlossenen Dritten und damit das Widerspruchsprinzip aufheben würde. S.

82. Honecker, M., Die Logik als Bedeutungs- oder Notionslehre (mit besonderer Berücksichtigung des Urteils): Festgabe Adolf Dyroff (Bonn 1926, Röhrscheid) 32—51. — H. unterscheidet Logik als Gegenstands-, Denk- und Notionslehre; er behandelt die Notionen im allgemeinen und die Urteilsnotionen im besonderen. Unter Notion versteht er in Anlehnung an Husserl „Bedeutung“. Scholastisch ausgedrückt wäre es der (intentionale) Inhalt des sogenannten „inneren Wortes“ (verbum mentis, species expressa). Untersucht werden die Notionen nach Sinngliederung (Elementar-notionen, Notionskomplexe), Sinnaufbau (einfacher—zusammengesetzter Sinn), Sinngehalt (Gegenstandswiedergabe-Aktausdruck). — Bei der Logik als Notionslehre besteht die Gefahr, daß man sie allzu losgelöst von der Logik als Gegenstandslehre behandelt. Der Wesenszusammenhang zwischen Notion und Gegenstand wird leicht zu wenig berücksichtigt oder gar übersehen. Das würde zu den unhaltbaren Folgerungen führen, denen die sogenannte rationalistische Philosophie erlegen ist. H. scheint uns diese Gefahr beim Sinnaufbau und Sinngehalt der Urteilsnotion und den sich daraus ergebenden Folgerungen nicht ganz gemieden zu haben. Die Arbeit als Ganzes aber bietet sehr wertvolle Anregungen. S.

83. Behn, S., Über neuere Aufgaben der Erkenntnistheorie. Eine Studie: Festgabe Adolf Dyroff (Bonn 1926, Röhrscheid) 63—78. — Die erkenntnistheoretischen Erörterungen werden meist sehr abstrakt und allgemein gehalten. Zweckentsprechender wäre es, die Forschungen zunächst auf einzelne Gebiete zu beschränken, z. B. Erkenntnistheorie der Physik, der Mathematik usw., und hier von konkreten Beispielen auszugehen. B. gibt eine erkenntnistheoretische Probeanalyse des pythagoreischen Lehrsatzes und führt sie mit sicherer Feinheit durch. — Gerade die scholastische Erkenntnistheorie betont seit Thomas von Aquin, daß der Verstand die Wesenheiten in und mit den Erfahrungstatsachen erfafßt. Hier muß jede Erkenntnistheorie ihren Ausgangspunkt nehmen. An einem mathematischen Beispiele läßt sich das verhältnismäßig leichter durchführen als an Beispielen aus andern Gebieten. Die Mathematik hat es an sich mit konkreten, nicht mit abstrakten Wesenheiten zu tun, wie sie Thomas an dem Beispiel Mensch (homo)-Menschsein (humanitas) in ihrem Wechselverhältnis treffend zeichnet (De ente et essentia, c. 2 § 3). In den abstrakten Wesenheiten (freilich mit ihren Beziehungen zu den Einzeldingen) wurzelt aber die unbedingte Gültigkeit der Axiome als Seinsgesetze und damit die Metaphysik, was B. Seite 65 wohl verkennt. Diese Axiome bilden aber die Grundlage aller Wissenschaften, auch der Mathematik und der Induktionsmethoden, mit denen die Naturwissenschaften zur Erkenntnis der spezifischen Naturwesenheiten kommen. B.s Ideal erkenntnistheoretischer Forschung müßte also doch modifiziert werden und ist, wenn auch vielleicht nicht der Form nach, so doch sachlich in idealerer Weise bei den großen Scholastikern der Vorzeit verwirklicht. S.

84. Söhngen, G., Die Synthese im thomistischen Wahrheitsbegriff und ihre Gegenwartsbedeutung: Festgabe Adolf Dyroff (Bonn 1926, Röhrscheid) 126—143. — S. zeigt in treffend durchgeführter Analyse von De verit. q. 1: 1. Der Wahrheitsgrund ist nicht das Subjekt, sondern der Gegenstand der Erkenntnis, wodurch sich Thomas von jedem Subjektivis-

mus und Psychologismus unterscheidet. 2. Die Wahrheit in ihrem wirklichen Dasein ist vom Intellekt, vom Subjekt getragen. Hier stellt S. die thomistische Wahrheitsauffassung der logizistischen Husserls, aber auch der Wahrheitsauffassung Augustins gegenüber und gibt Thomas vor Augustinus den Vorzug. — Unseres Erachtens liegt mehr eine verschiedene Auffassungsweise desselben Verhältnisses vor, der *adaequatio rei et intellectus*, wie Thomas die Wahrheit a. 1 definiert. Augustin nennt dieses Verhältnis vom Gegenstand aus betrachtet, Thomas dasselbe vom Subjekt aus gesehen, Wahrheit. Diese verschiedene Betrachtungsweise ist freilich in einem sachlichen Unterschiede begründet, aus dem Thomas erst in der S. th. alle Folgerungen gezogen hat. Es handelt sich hier um die Frage, wie sich Erkennen und Streben wesensmäßig zu ihrem Objekt verhalten. Thomas folgt hierin, wie er es q. 1, a. 2 klar sagt, ganz Aristoteles: *Motus cognitivae virtutis terminatur ad animam, motus appetitivae virtutis terminatur ad res* (3 de anima c. 10 11; vgl. lect. 15 16). Daraus ergibt sich: *bonum et malum sunt in rebus, verum et falsum sunt in mente* (6 Metaph. c. 4; vgl. lect. 4). Aristoteles kommt zu dieser Ansicht aus metaphysischen Gründen, die nicht allen widerspruchsfrei erscheinen. Sie hängen letztlich zusammen mit der Lehre von der Einheit der intentionalen Form (vgl. Schol 1 [1926] 203). Bei Augustin, der von einer phänomenologischen und psychologischen Analyse des Erkennens und Liebens ausgeht, ist das Verhältnis zwischen Erkennen und Objekt ein ganz analoges zum Verhältnis zwischen Lieben und Objekt. Seine Auffassung wird durch die Ergebnisse der neueren Forschungen bestätigt, wenn auch vielleicht die Betrachtung der Wahrheit vom Subjekt aus gesehen bei Augustin zu stark zurücktritt. S.

85. Höffding, Harald, Erkenntnistheorie und Lebensauffassung. (101 S.) Leipzig 1926, Reiland. M 4.20. — In allgemein verständlicher Form legt in diesem Büchlein der Kopenhagener Philosoph seine Ansichten über Erkenntnistheorie, Organismus, Persönlichkeit, Lebensanschauung, Weltanschauung, Religion und Lebenspoesie weiteren Kreisen dar. Die weltanschaulichen Gedanken, die sich in den früheren Werken (Geschichte der neueren Philosophie, Psychologie, Religionsphilosophie, Spinozas Ethika, Der menschliche Gedanke, Der Begriff der Analogie, Der Totalitätsbegriff, Der Relationsbegriff, Der Begriff des Wollens, Humor als Lebensgefühl usw.) weit ausgebreitet finden, sind hier kurz und klar zur Einheit zusammengefaßt. Von Kapitel zu Kapitel bewegt sich die Betrachtung in stets weiter ausgreifenden Kreisen. Kennzeichnend für den Standpunkt des Verfassers ist es, daß nicht in der Weltanschauung (Metaphysik, Kosmologie), auch nicht in der Religion, sondern in der Lebenspoesie das Letzte, Umfassendste gesehen wird. Claßen.

86. M. Schlick, Erleben, Erkennen, Metaphysik: Kantstud 31 (1926) 146—159. — Etwas „erleben“ heißt, es als Bewußtseinsinhalt haben. Es ist nicht mittelbar. Da nichts Inhaltliches aus der ungeheuren Mannigfaltigkeit unserer Erlebnisse zum Gegenstand einer Aussage gemacht werden kann, so läßt sich mit irgend welchen Aussagen kein anderer Sinn verbinden als der, daß sie „rein formale Beziehungen“ ausdrücken. Durch sie ist das „Erkennen“ in seiner Eigenart bestimmt. Seinem Wesen nach ist es Erkenntnis von „rein formalen Beziehungen“ und nichts anderes. Metaphysik ist „intuitive Erkenntnis“ des Transzendenten. Die metaphysische Intuition ist „Erleben“. „Erleben“ ist aber kein „Erkennen“. Strebte der Metaphysiker nur nach Erleben, so wäre sein Verlangen erfüllbar, nämlich durch Dichtung und Kunst und durch das Leben selber, die durch ihre Erregungen den Reichtum der Bewußtseinsinhalte, des Immanenten, vermehren. Indem er aber das Transzendente erleben will, wechselt er Leben und Erkennen und jagt, durch Widerspruch benebelt,

leeren Schatten nach. — Die Grundvoraussetzung der Ausführungen Sch.s, die Lehre von den „rein formalen Beziehungen“ ist widerspruchsvoll. Beziehungen, völlig losgelöst von den Fundamenten, den Inhalten, sind in sich ein Widerspruch und durchaus sinnlos. Es wären eben Beziehungen zwischen nichts. Freilich genügen irgendwie allgemeingültige Inhalte, und diese haben eine objektive Gültigkeit. Dementsprechend sind auch die andern Ausführungen Sch.s unhaltbar und in sich widerspruchsvoll. Ohne transzendentlytische metaphysische Erkenntnis wäre nicht einmal ein sicheres Erfassen der unmittelbaren Bewußtseinstatsachen und in diesem Sinne „ein Erleben“ möglich. Vgl. oben S. 1 ff. Sladeczek.

87. Weinhandl, F., Person, Weltbild und Deutung (V u. 106 S.), Erfurt 1926, K. Stenger. M 4.50. — In Form einzelner, in sich geschlossener Vorträge behandelt W. einige philosophische Kern- und Grundfragen. Im ersten Vortrag „Deutung und Gestalt“ sagt er: „Alle apriorischen und kategorialen Strukturen sind zwar nicht bloße Denk-, sondern auch echte Seinsformen. Gleichwohl kann man ihr identisches Vorhandensein und Wiederkehren in der transzendenten, vom menschlichen Bewußtsein unabhängigen Region aus ihrem Notwendigkeitscharakter nicht mit Notwendigkeit folgern.“ Sie sind nach N. Hartmann (Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis² 1925) „nur hypothetische Repräsentationen der nicht definierbaren und im Kern auch niemals faßbaren kategorialen Wesenheiten“. Dementsprechend erklärt W. im zweiten Vortrage die „Sinndeutung des Lebens“ nach ihrer formalen Seite. Sie ist nicht als eine ausschließliche Angelegenheit der mehr oder minder „systematisch aufgebauten Weltanschauungen“ zu betrachten. Weltanschauung, Metaphysik, Religion und Kunst, letztlich alle Wissenschaften dienen ihr. Diese Auffassung macht sich vor allem in dem letzten Vortrage geltend: „Dichtung und Metaphysik“. Hier wird auf die Quelle werthafter Sinndeutungen hingewiesen: „die Persönlichkeit“. Sie ist der Hauptgegenstand der übrigen Vorträge, vor allem des dritten: „Vom Erbe des deutschen Idealismus“. Unter dieser „Selbstoffenbarung des deutschen Geistes“ versteht W. jene historische Bewegung, die ungefähr mit Herder beginnend, mit Hegel, bzw. Wilhelm v. Humboldt endigend, in Kant und Goethe gipfelt. Idealismus überhaupt ist jene Betrachtungsweise, die alles als Phänomen auffaßt, ohne vorerst ausmachen zu wollen oder vielleicht auch nur zu können, ob und was es sonst und außerdem noch ist. Dem „deutschen“ Idealismus ist eigen die idealistische Auffassung der „Person“, und zwar so, wie wir sie als wollendes Wesen, als Quell- und Ursprungspunkt von Aktivität ins Auge fassen. „Wille“ ist aber der autonome Mensch im Sinne Kants. Von hier aus sind auch die anderen Vorträge verständlich: „Das Führerproblem auf der Grundlage des deutschen Idealismus“, „Die weltanschaulichen Grundlagen der Volksbildungsarbeit“, „Person und Schicksal“, „Das Leben aus der Mitte“. — W.s Auffassung krankt wie jede phänomenologische Philosophie daran, daß sie sich den Weg zu einer wahren Metaphysik verschließt. Nur auf die Phänomenologie als Methode gegründet — der deutsche Idealismus ist ihr hierin ähnlich — kann sie unmöglich das Formalobjekt des menschlichen Intellektes „die absolut betrachteten Wesenheiten in den Erfahrungsgegebenheiten“ aufdecken, und damit unmöglich das Transzendent-Notwendige (Metaphysisch-Notwendige) erfassen. An die Stelle der Metaphysik tritt mehr oder minder große Deutungen willkür. Aus dieser subjektivistischen Einstellung ist es verständlich, daß W. mit dem deutschen Idealismus die Deutungshauptquelle in der „Persönlichkeit“ findet (vgl. Edith Landmann, Die Transzendenz des Erkennens. Berlin 1923.) Ist W.s Grundansicht der Fichtes ähnlich (vgl. S. 58 67), so führt doch diese idealistische Weltauffassung folgerichtig zur Philosophie Nietzsches. Nicht im deutschen Geiste hat sie ihren Ursprung — sie ist vielmehr eine Fortentwicklung jener neuzeitlichen Geistesrichtung, die ihre Quellen in

der individualistischen, egozentrischen Renaissancekultur hat. Enden muß sie folgerichtig in der egozentrischen Lebensphilosophie Nietzsches und zuletzt mit dessen Lehre „von der ewigen Wiederkunft“, in stolz resignierender Verzweiflung.
S.

88. Jansen, B., Die Bedeutung der Scholastik für die Metaphysik: PhMhKantstud 2 (1926) 94—108. — Die erste Bedeutung der Scholastik liegt in ihrer Methode. Sie zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit, Sicherheit und Folgerichtigkeit, Lebenswirklichkeit und Allseitigkeit, Verbindung von Konservatismus und Fortschritt, von Maßhaltung und Reichhaltigkeit aus. Richten wir unseren Blick auf das Inhaltliche und Sachliche der scholastischen Metaphysik, so ergibt sich zunächst das Bedeutsame, daß die Metaphysik die alle anderen philosophischen und nichtphilosophischen Wissenschaften fundierende Grundwissenschaft ist. In die allgemeine Ontologie werden die Einzelausführungen der besonderen oder angewandten Seinslehre harmonisch eingebaut. Darin liegt der Vorzug der scholastischen Metaphysik. Dazu kommt ihr Universalismus. Dieser ist, sobald wir ihn konkret und verwirklicht fassen, nur möglich als realistischer Idealismus. Nirgends nun im Verlauf des menschlichen Gedankens haben Idealismus und Realismus einen so lebenswahren, entwicklungskräftigen und dauernden Bund geschlossen wie in der Scholastik. Vgl. B. Jansen S. J., Wege der Weltweisheit (Freiburg i. Br. 1924).
S.

89. v. Liechtenstein, Chr., Versuch einer Lösung des Substanzproblems auf Grund der Gestalttheorie: AnnPhPhKrit 5 (1925) 121—128. — Gestalt ist ein Ding, welches aus mehreren Teilen besteht, aber doch etwas wesentlich anderes ist als lediglich die Summe seiner Teile, z. B. eine Melodie, die aus mehreren Tönen besteht, ein Molekül, das aus mehreren Atomen besteht, die selbst wieder Gestalten niederer Ordnung sind, da sie aus Kern und Elektronen zusammengesetzt sind. So bilden Gestalten wieder eine Gestalt höherer Ordnung, bis wir zur Gesamtgestalt der Welt kommen. Diese ist denn auch selbständige Substanz im Gegensatz zu den Gestalten niederer Ordnung. — Eine positive Erklärung gibt L. ebenso wenig von der Gestalt wie von der Substanz. Die Gestalten unteilbarer Einheiten erklärt er auch nicht, und doch würde sich hier ein Weg eröffnen, dem Substanzproblem näher zu kommen. In den angeführten Beispielen handelt es sich gar nicht um Substanzen (*entia per se*), sondern um Einheiten, die aus realen Beziehungen selbständiger Substanzen zueinander entspringen. So tragen die Ausführungen nichts zur Klärung des Substanzproblems bei. Dagegen zeigen sie, wie die neuere Gestalttheorie überhaupt, daß eine atomistische Auffassung der Welt als bloßer Summe atomistischer Einheiten unmöglich ist.
S.

90. Fries, C., Gestalttheorie und Erkenntnislehre: AnnPhPhKrit 5 (1925) 209—212. — Die Erscheinungswelt, zu der die Erkenntniskritiker uns wie zu einer minderwertigen Sphäre willig den Zugang zu gönnen pflegen, erweist sich als durchaus keine „rudis indigestaque moles“, sondern als einen durch ein Netz von Bezogenheiten wohlgegliederten Organismus. Wo aber ein solcher, muß auch ein Organisierendes vorhanden sein, ob wir es nun Wille oder Bewußtsein oder Energie oder anders nennen. Wir haben also auch hier ein System, dessen Eigenschaften nicht von den Teilen allein her begreifbar sind, sondern das als Gestalt im Sinne Wertheimers und Köhlers anzusprechen wäre. Die Gestalthaftigkeit, das Gestaltetsein ist ein *Novum* in der Erscheinungswelt und ragt wie ein Meteorit aus einer weiteren Sphäre in die Enge unserer Erkenntnis hinein. Von hier aus eröffnen sich dann Wege zu einer approximativen Lösung des Problems der absoluten Erkenntnis und des Dinges an sich. — Daß jeder Organismus ein Organisierendes als Grund der Organisation fordert, setzt die absolute Gültigkeit des Satzes vom hinreichenden Grunde voraus. Wenn also dieser als „absolute Erkenntnis“ auf Grund der Gestalttheorie

approximativ erst ermittelt werden soll, haben wir einen wirklichen Zirkelschluß. Das Erkenntnisproblem läßt sich eben nicht lösen ohne absolut gültige metaphysische Grundgesetze, die auf Wesenserkenntnis beruhen. Nur unter dieser Voraussetzung kann eine gemäßigte Gestalttheorie der Lösung des Erkenntnisproblems dienlich sein. S.

91. Wach, Joachim, Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert. I. Die großen Systeme (VIII u. 266 S.), Tübingen 1926, Mohr. *M* 10.50. — Das Werk scheint hervorgegangen zu sein aus den Vorarbeiten, die der Verfasser für seine vor zwei Jahren veröffentlichte „Religionswissenschaft. Prolegomena zu ihrer wissenschaftlichen Grundlegung“ (1924) geleistet hat. W. will die Theorien vorlegen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts über das Verstehen aufgestellt wurden und die namentlich das wissenschaftliche Verstehen auf geschichtlichem Gebiete zu immer feinerer Kunstfertigkeit ausgebildet haben. Mit großer Sachkenntnis behandelt er in diesem ersten Band die hermeneutischen Lehren von Fr. Ast, Fr. Aug. Wolf, dessen Schüler Schleiermacher, dem großen Systematiker Boeckh und W. von Humboldt. Die Aufgabe der Hermeneutik bezeichnet er also mit den Worten von W. Dilthey: „Aufgenommen in den Zusammenhang von Erkenntnistheorie, Logik und Methodenlehre der Geisteswissenschaften, wird die Theorie der Hermeneutik ein wichtiges Verbindungsglied zwischen der Philosophie und den geschichtlichen Wissenschaften, ein Hauptbestandteil der Grundlegung der Geisteswissenschaften sein.“ Feder.

92. Breysig, Kurt, Vom geschichtlichen Werden. II. Die Macht des Gedankens in der Geschichte in Auseinandersetzung mit Marx und Hegel (XXVIII u. 622 S.), Stuttgart 1926, Cotta. *M* 15.— Das auf drei Bände berechnete Werk B.s hat letztlich den Ausbau des philosophischen Lehrgebäudes einer allgemeinen Geschichtswissenschaft im Auge, soll aber vorläufig in allen seinen Teilen „doch nur die allgemeine Einleitung zu einer Geschichtslehre bedeuten“ (II, ix). Während der erste Band „Persönlichkeit und Entwicklung“ (308 S.) von den persönlichen Quellen des geschichtlichen Geschehens handelt, von den schöpferischen Einzelpersönlichkeiten und den eigentlichen Trägern des Geschehens, den Gemeinschaften, beschäftigt sich der zweite Band mit den Formen des geschichtlichen Werdens, „die in ihrem äußeren Gepräge und, sei es wirklich, sei es scheinbar, auch in ihrem inneren Gefüge von Sachzusammenhängen bestimmt sind“ (ebd. S. v). Aus der Eigenart der geistigen Einstellung B.s ergab sich, daß sich ihm in die Mitte des Blickfeldes neben Marx' Geschichtslehre die Hegels schob. Der dritte Band, der in Vorbereitung ist und den Titel „Die Bahnbestimmtheit der Geschichte“ führen wird, soll die Lehre „vom Bahnenbau und die Regelmäßigkeit der Geschichte“ zum Gegenstand haben. Welche Stellung B. zum Christentum einnimmt, mag eine Stelle über Christus als „Herrscher“ und „Despot“ zeigen: „uns Kindern eines spätern, befriedeten Stufenalters erscheint noch auffälliger der Hang zu herrscher, gewalttätiger, grausamer Feindesverfolgung, den alle Vorstellungen, die Jesus vom Jüngsten Gerichte hegte und verkündete, hüllenlos blicken lassen“ (567). „Die Strafe des ewigen Feuers . . . offenbart eine Kraft herrschen Hasses und eine Leidenschaft grausamer Rachsucht, die alle Geist despotischster Gewaltherrschaft atmet“ (ebd.). F.

93. Thyssen, Joh., Die Einmaligkeit der Geschichte. Eine geschichtologische Untersuchung. 8^o (VIII u. 259 S.), Bonn 1924, Friedr. Cohn. *M* 6.50. — Th. will, wie auch Rickert, die Geschichtswissenschaft von der Naturwissenschaft unter dem großen Gegensatz des Allgemeinen und Besonderen scheiden. Während aber Rickert die inhaltliche Einzigartigkeit der historischen Objekte (ihre qualitative Individualität) zum Kennzeichen der in der Geschichtswissenschaft dargestellten Objekte macht, stellt Th.

im Gegensatz zu Rickert die Zeiteinmaligkeit als Kennzeichen der Geschichte fest. Sodann will er zeigen, daß die Forderung der Inhaltseinzigkeit auch nicht aus dem zweiten von Rickert aufgestellten Grundelement, dem der „Wertbeziehung“ historischer Objekte, erhoben werden kann. Th. prägt Rickert gegenüber den Ausdruck des „qualifizierten Werdens, qualifiziert hinsichtlich des absoluten Gegensatzes der gelebten und nicht gelebten Momente und hinsichtlich jener Durchdringung mit dem Inhaltlichen, bei der dieses durchaus im Vordergrund des historischen Bewußtseins stehen bleiben kann“ (24). Seiner Theorie gemäß, nach der er die eigentliche Verankerung des historisch Einmaligen in der Raum-Zeitstelle erblickt, muß er seine Qualitätsbetrachtung aber schließlich auf Raum und Zeit als die alleinigen Individuationsprinzipien des Geschichtlichen zurückführen. F.

94. Jakoby, Günther, Allgemeine Ontologie der Wirklichkeit. Erster Band. 8^o (576 S.), Halle 1925, Max Niemeyer. M 11. — Wer in dieser „allgemeinen Ontologie“ etwa eine Lehre von allem Seienden überhaupt sucht, oder der Meinung ist, hier werde von dem die Rede sein, was als „Wirklichkeit“ (= Dasein) die Ergänzung von Wesenheit (= Sosein) oder das Gegenteil von bloßer Möglichkeit ist, der wird nicht finden, was er sucht. Nur den Begriff der konkreten, uns durch die Erfahrung gegebenen, in Innen- und Außenwelt sich aufteilenden Wirklichkeit will sie verdeutlichen. Die Strukturverhältnisse dieser Wirklichkeit gilt es im Hinblick auf unser Wahrnehmen, wodurch wir mit ihr in Fühlung stehen, auseinanderzusetzen, — das ist die gesuchte Ontologie. Dabei stellt sich heraus, daß das, was wir Wirklichkeit (im angedeuteten Sinne) nennen, ein kompliziertes Gebilde ist, das sich aus verschiedenen Systemen, die in verschiedenartigen Beziehungen zueinander stehen, zusammensetzt. Der erste Strukturunterschied ist durch den Gegensatz Innenwelt—Außenwelt gegeben. Zuerst wird „der immanenzontologische Begriff der Außenwelt“ untersucht, sodann „die ontologische Struktur der immanenten Außenwirklichkeit“. Darauf wendet sich die Untersuchung der „Immanenzontologie des Bewußtseins“ zu, um dann zu der Hauptfrage, der „immanenzontologischen Überschneidung des Bewußtseins mit der Außenwelt“ zu gelangen, woran sich die Behandlung des „psychophysischen Problems der Immanenzontologie“ anschließt. So ergeben sich schließlich „die logischen Grundlagen der Transzendenzontologie“. Da es sich als logisch möglich erwiesen hat, den Begriff einer an sich bestehenden, transzendenten Wirklichkeit zu bilden und ihre Systematik wissenschaftlich zu bestimmen, so eröffnet sich der Weg zu einer Transzendenzontologie, die, über die Grenzen der an inneren Widersprüchen leidenden Immanenzontologie hinausgehend, zu einer Systematik der Wirklichkeit gelangt, welche den Bedürfnissen der Fachwissenschaften genügen kann. — In der Erörterung des Ichbegriffs, sowie überhaupt in der Frage nach der „Identität der ontologischen Bestände“ wird der Substanzbegriff abgelehnt. Das wesentliche Merkmal, woraufhin ein Bestand der Innen- oder Außenwelt als wirklich anzusprechen ist, wird einzig im Systemzusammenhang gesehen. Claßen.

95. Roland-Gosselin, M. D., De distinctione inter essentiam et esse apud Avicennam et D. Thomam: Xenia Thomistica 3 (1925) 281—288. — Der Beitrag will an einem Beispiel zeigen, wie unberechtigt Duhems bekannter Vorwurf sei, Thomas habe in dieser Frage einfach die Lehre Avicennas abgeschrieben. Tatsächlich wird jedoch der Sprachgebrauch Avicennas und die Bedeutung dieser Frage bei ihm untersucht. Die Lehre des hl. Thomas wird dann kurz gegenübergestellt. Avicenna definiert die essentia so: „Dicemus quod omne quod est essentiam habet, qua est id quod est et qua est eius necessitas et qua est eius esse“ (Log. ed. Ven. f. 3^{vb}). Er unterscheidet das ens necessarium (non causatum) und possibile (contingens). Letzteres kann anfangen zu sein oder von Ewigkeit her

existieren. Im ersteren Fall ist die *possibilitas* (oder das *ens possibile*) in der damit real identischen Materie begründet, also zeitlich vor dem esse, während sie im zweiten Fall nur als in den existierenden Dingen wohnend gedacht werden kann, aber *ratione prius* als das esse ist. Bei Avicenna handelt es sich also um die Frage der Zusammensetzung von *essentia* und *potentia seu possibilitas*. Thomas dagegen redet von der Unterscheidung zwischen *essentia* und *esse*. — In einem wesentlichen Punkte, der wohl den historischen Schlüssel zur Lösung der Frage bei Thomas bildet, hat R.-G. sich meines Erachtens noch zu viel von der modernen Terminologie leiten lassen. Die hier in Betracht kommende *essentia* ist nicht das „*id quod est*“, wie er einmal sagt, sondern das „*id quo est*“, und zwar sowohl die spezifische Wesenheit als auch das Dasein, das mit dieser real identisch ist. Wir finden diese Bedeutung oft bei Albert und noch bei Thomas in l. 3 Sent., d. 6, q. 2, a. 1. Avicenna untersucht also die Frage nach dem Unterschied zwischen dem *possibile esse alicuius rei* und dem *esse* (einschließlich *essentia*). Diese Terminologie erklärt uns manches bei Thomas. Das richtige Verständnis wird oft durch einen wesentlichen Unterschied zwischen Thomas und Avicenna erschwert. Bei letzterem sind auch in materiellen Dingen *essentia specifica*, *esse* und *forma* identisch. Thomas dagegen lehnt hier eine volle Identität zwischen *essentia specifica* und *forma* ab, da die erstere auch die *materia non signata* umfaßt. Die reale Identität zwischen *forma* und *esse* behält er aber meines Erachtens stets bei. In dieser von der thomistischen Schule nicht beachteten Voraussetzung erkennt man leicht den Grund für die von Thomas in der Erklärung zu „*De hebdomadibus*“ vorgetragene Lehre, in den materiellen Dingen sei das *esse* von der *essentia real* verschieden, analog (nicht gleich) wie Avicenna das *esse* und die *essentia* von dem *esse possibile* (der Materie) real verschieden sein läßt; die mit dem *esse real* identische Form ist ja inadäquat real verschieden von der *essentia*, die nach Thomas auch die Materie umfaßt. Ebenfalls versteht man so, weshalb bei den geistigen Wesen die Natur (*forma*) und das mit ihr identische *esse*) zwar *ratione*, aber nicht real von dem „*id quod est*“ verschieden sein soll. Die Ähnlichkeit zwischen Thomas und Avicenna ist doch viel größer, als man nach R.-G. denken sollte. Mit dieser Einstellung dürfte man leicht alle von Thomas gebrauchten Ausdrücke auch ohne reale Unterscheidung erklären können, während die Annahme einer solchen zu meines Erachtens unlösbaren Schwierigkeiten führt. — Zu dem immer wieder erhobenen Bedenken, Thomas setze doch die Unterscheidung zwischen *esse* und *quod est* auf eine Stufe mit der offensichtlich realen Unterscheidung zwischen Materie und Form, bemerke ich nur, daß Albert der Große ausdrücklich die Zusammensetzung aus *quod est* und *esse* auf eine Stufe mit der Zusammensetzung der *partes diffinitionis* stellt und beide, im Gegensatz zur *compositio „secundum rem“* aus Materie und Form, zwar wohl eine *compositio ex actu et potentia*, aber ebenso entschieden auch eine *compositio „secundum rationem“* nennt (S. th. 2, tr. 1, q. 3, a. 2; vgl. S. de cr. 1, tr. 4, q. 21; in l. 2 Sent., d. 3, a. 4). Trotzdem redet Albert immer wieder davon, daß die Engel sich durch die Zusammensetzung, zwar nicht aus Materie und Form, wohl aber aus *quod est* und *esse* von der Einfachheit Gottes unterscheiden. Sollte es da von vornherein unsinnig sein, Thomas im gleichen Sinn zu interpretieren?

Pelster.

96. Kessler, K., Die Wahrheitsfrage in der Religionsphilosophie: ZThK 6 (1925) 245–265. — Wer den Sinnzusammenhang der Religion verstehen will, der muß religiöses Verstehen üben. Zu diesem führt die religionsphänomenologische Methode, die durch drei Bemühungen wesentlich gekennzeichnet ist: 1. Sie nimmt den Ausgangspunkt von der eigenen religiösen Innerlichkeit des Forschers; 2. sie sucht von hier aus in dem geschichtlichen Befunde zwischen Religion und Nichtreligion zu unter-

scheiden; 3. sie arbeitet unter dem Gesichtspunkt des Wahrheitsinteresses. Wie der Phänomenologe aus den Dingen das ihnen zu Grunde liegende Wesen erschaut, so erschaut der Religionsphänomenologe aus der religiösen Erfahrung das ihr zu Grunde liegende Wesen der Religion. — Der rein phänomenologischen Methode ist es unmöglich, das Transzendent-Notwendige (Metaphysisch-Notwendige) zu erfassen und damit eine absolut-gültige Wahrheitserkenntnis zu begründen. Dasselbe gilt vom Erfassen absolut-gültiger Werte (*perfectio simplex*, *bonum absolute spectatum*; vgl. Thomas von Aquin, S. th. 1, q. 5, a. 1). Aus beiden Gründen ist der rein phänomenologischen Methode eine wahre Religionsbegründung unmöglich. S. auch oben Nr. 87. Sladeczek.

97. Fahrion, K., Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Kritik der metaphysischen Grundbegriffe (Beiheft 4 zu *AnnPhPhKrit*). 8° (123 S.), Leipzig 1926, Meiner. M 6. — Es gibt kein von der Wahrnehmung unabhängiges Denken. Von der Wahrnehmung werden dem Bewußtsein die Beziehungen der Gegenstände geliefert. Die Erkenntnistheorie ist eine künstliche Schöpfung. Was man immateriell nennt, der geistige Vorgang, losgetrennt von seinem materiellen Inhalt und dem körperlichem Vorgang im Nervensystem, ist ein abstrakter Begriff, dem fälschlicherweise Realität zugeschrieben wird. Das Problem: „Notwendigkeit — Freiheit“, löst sich durch das Bestimmte und Sichselbstbestimmen im Handeln. Wie eine Offenbarungsreligion ist auch eine Vernunftreligion unmöglich. Der Begriff des Gottesdienstes ist widerspruchsvoll; aber auch ein Leben im Dienste Gottes ist nicht möglich. Wer das Leben so nimmt, wie es ist, kann auch ohne Religion dem Leben einen befriedigenden Gehalt geben, aber nur durch das Bewußtsein, daß die „Natur hart sei“ (vgl. S. 116). — Wegen ihrer Oberflächlichkeit ist die Schrift wissenschaftlich durchaus abzulehnen. S.

98. Kälin, B., Alte und neue Wege zur Gotteserkenntnis: *Div Thom(Fr)* 4 (1926) 157—171. — Nach Hessen, Augustinus und seine Bedeutung für die Gegenwart (Stuttgart 1924), begegnen wir in der augustiniischen Gottesbegründung nicht den gleichen Denkschwierigkeiten wie beim kausalen Gottesbeweis des hl. Thomas und der neuscholastischen Philosophie. Demgegenüber sucht K. zunächst den thomistischen Kausalbeweis kritisch zu rechtfertigen; dann bringt er Schwierigkeiten gegen die Gottesbegründung Augustins vor, die diesen Weg der Gotteserkenntnis als nicht haltbar erscheinen lassen. — Ohne zur Schrift Hessens selbst Stellung zu nehmen, erscheint uns die Ablehnung der Gottesbeweise Augustins durch K. nicht begründet. Sie beruhen unseres Erachtens nicht auf einer einfachen Hypostasierung des logischen Allgemeinbegriffes der Wahrheit, sondern auf der Lehre von den einfachen Vollkommenheitsgraden (*perfectioes simplices*); denn Augustin betrachtet die Wahrheit im objektiven Sinne als eine absolute Vollkommenheit (*perfectio simplex*), wenn er auch gerade nicht diesen Ausdruck gebraucht. Dieselbe Lehre liegt aber auch der ganzen thomistischen Gotteslehre zu Grunde, ja sie bildet ihren innersten Kern; denn ohne sie ließe sich Gott als das in sich subsistierende Sein nicht beweisen (S. th. 1, q. 3). Darum erscheint uns die Rechtfertigung des thomistischen Kausalbeweises durch K. nicht ganz ausreichend. Sie bedürfte wohl einer Vertiefung im Sinne des hl. Thomas selbst. Sowohl die thomistischen Gotteswege, die Hessen ablehnt, wie Augustins Gotteswege, die K. ablehnt, führen uns absolut sicher zu Gott. Vgl. Nr. 84. S.

99. Gessner, J., Die Aseitität — Problem und Geheimnis. — 100. Sawicki, F., Entgegnung: *PhJb* 39 (1926) 208—212 u. 213—216. — Gott als die *ratio sui* im Sinne von S. (vgl. diese Zeitschrift 1 [1926] 466 f., Nr. 312—314) leidet nach G. an den gleichen Schwierigkeiten, wie die *causa sui*, und der Satz von dem hinreichenden Grunde muß vor Gott

haltmachen. „Gott ist sein eigener Daseinsgrund“ besagt als Gedanke: „Der Seiende“, „Identität“. — S. entgegnet: Daß der Satz von dem hinreichenden Grunde vor Gott haltmachen muß, verstößt gegen die *sententia communis*. Zwischen dem Wesen Gottes als unendlicher Tätigkeit und seinem Dasein nimmt S. das Verhältnis von Grund und Folge an, was er noch mit dem Hinweis auf das Trinitätsdogma zu stützen sucht. — Doch dieser Hinweis ist unbegründet, da infolge der intertrinitarischen Relationen zwischen Gott Vater und Sohn nicht einmal eine *prioritas rationis* da ist. *Relativa ratione simul sunt*. Die Auffassung von G. ist insofern irreführend, als er in Gott offenbar nur materiell „den Seienden“, „Identität“ sieht. Diese Schwierigkeit löst sich aber insofern, als Gott nicht nur materiell, sondern auch formell „der Seiende“, „Identität“ ist, so daß vor ihm der Satz vom hinreichenden Grunde nicht haltzumachen braucht; er fließt ja letztlich nur aus der Natur der formellen Identität, sonst würde er sich selbst aufheben (s. oben S. 1 ff.). Nähme man nun in Gott ontisch (nicht bloß rein logisch) das Verhältnis von Grund und Folge an, so würden dieselben Schwierigkeiten folgen wie aus Schells *causa sui*. Die Lösung liegt eben darin, daß Gott *actus purissimus, esse in se subsistens, Jave* ist (vgl. Thomas, S. th. 1, q. 3). S.

3. Naturphilosophie. Psychologie

101. Weyl, H., *Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft* (Handbuch der Philosophie. Hrsg. von A. Baumler und M. Schröter. 4. und 5. Lfg.). 1. Tl.: *Mathematik* (S. 1—64). M. 2.60 — 2. Tl.: *Naturwissenschaft* (S. 65—162). M. 4.— München 1926, R. Oldenbourg. — W. befaßt sich mit grundlegenden und methodologischen Fragen der Mathematik und Naturwissenschaft. Die Axiome als Relationen und die Idee der Isomorphie begründend Geometrie und Arithmetik gleichzeitig; letzte Instanz ist der funktionale Zahlbegriff. Verschiedene Anschauungen, wie z. B. symbolische und intuitive Mathematik, sind gut wiedergegeben, ohne daß Stellung genommen wird. Raum, Zeit, Materie, ihre Kausalität und ihre Gesetze werden eingehend untersucht. W.s bekannte Stellung zum Relativitätsproblem läßt sich auch hier erkennen. Wertvolle geschichtliche Hinweise und solche auf die heutige phänomenologische Logik sind ein Vorzug des nicht gerade leicht geschriebenen Buches. Da die Kenntnis der exakten Wissenschaften mit Recht vorausgesetzt wird, so können auf kurzem Raum viele philosophische Fragen angeschnitten werden; für letzte Lösungen ist die Zeit heute ja noch nicht gekommen. Zirwes.

102. Munnynck, de M., *Le commencement du Monde: Div Thom (Fr.) 4 (1926) 33—39.* — M. wendet sich gegen den Schol 1 (1926) 469 besprochenen Aufsatz von H. Fleischmann über die Unmöglichkeit einer „*successio infinita a parte ante*“. Er unterscheidet außer dem „*infinitum in potentia*“ (*syncategorematicum*) das „*infinitum in actu*“ (*categorematicum*), und dieses hinwiederum in ein „*infinitum metaphysicum*“ (z. B. eine aktuell unendlich große Menge) und „*mathematicum*“ (z. B. die schlechthin unendlich große Menge von Möglichkeiten). Eine aktuell unendlich große Menge repugniert; dagegen läßt sich philosophisch die Unmöglichkeit des „*infinitum mathematicum*“ nicht nachweisen. Ein solches hätten wir aber bei einer „*series causarum subordinatarum per accidens*“. Deswegen läßt sich der zeitliche Anfang der Welt rein philosophisch nicht nachweisen. — Aus den Gründen, die die Unmöglichkeit eines „*infinitum metaphysicum*“ endlicher Wesen dartun, folgt auch die Unmöglichkeit eines „*infinitum mathematicum*“ und damit der Ewigkeit der Welt (vgl. Urráburu, *Cosmología* 802 ff.). Daß der hl. Thomas von der allgemeinen Ansicht der Väter und großen Theologen (vgl. Petavius, *de Deo* l. 3., c. 6) abweicht, ist auch aus

psychologischen und historischen Gründen zu verstehen (vgl. hierüber PhJb 35 [1922] 38 ff.). Sladeczek.

103. Breuer, Isaac, Die Welt als Schöpfung und Natur. 8° (128 S.) Frankfurt a. M. 1926, Kauffmann. M. 2.50 — In schöner, oft erhabener Sprache der Versuch eines gläubigen Israeliten, Glauben und Wissen zu harmonisieren. Schöpfung und Natur sind Gegensätze. Sie entsprechen dem, was die Philosophen das „Ding an sich“ und die „Erscheinungen“ nennen. Die Schöpfung ist das Ding an sich, die Natur ist die Welt der Erscheinungen. Ihre Gesetze sind kein Trug, aber sie sind nur Gesetze des allgemeingültigen Zusammenhanges der Erscheinungen, beziehen sich insgesamt nur auf das sabbatliche Kleid, das der nach dem Sechstagerwerk der Schöpfung ruhende Gott um die Fülle der Schöpfung gewoben hat. Das Reich der Natur ist das Reich Gottes auf Erden, das Reich der Schöpfung soll sein. Gottes „es soll sein“ ist nur bis zum Sechstagerwerk durchgeführt. Der Mensch soll es zu Ende führen. Der Sinn des „ungeheuerlichen Rätsels“ der „ewigen“ Existenz der jüdischen Nation ist, mitten in der Welt der Natur dazustehn als ragender Zeuge des Gottes der Schöpfung. — Mit dem Letzten sind wir gänzlich einverstanden, glauben jedoch durch die christliche Offenbarung genötigt zu sein, damit einen andern und für das Judentum weniger ehrenvollen Sinn zu verbinden. Schmitz.

104. Tummers, Dr. J. H., Het nut van het wijsgeerig denken in wis- en natuurkunde. 8° (23 S.) Nymwegen-Utrecht 1926, Dekker van de Vegt van Leeuwen. — Habilitationsrede des Privatdozenten für Philosophie der Mathematik und Physik an der Universität Nijmegen. T. zeigt an Einsteins Relativitätstheorie und andern Beispielen, wie eng Philosophie und Mathematik zusammengehören. Sch.

105. Périer, P. M., Hasard et causalité: RevApol 41 (1925/26) 722 bis 735; 42 (1926) 26—32. — Die auf Boethius zurückgehende und von Suarez mißbilligte Ansicht, daß der Zufall nie etwas anderes als ein Faktum bedeute, wird hier so eindringlich und klar vorgetragen, daß man wünschen möchte, P. hätte seinem Thema samt allen einschlägigen Fragen ein ganzes Buch gewidmet. Sch.

106. Hartmann, Leopold, Sind Naturgesetze veränderlich? Eine phänomenologische Untersuchung als Beitrag zur Grundlegung der Naturwissenschaften. 8° (89 S.) Halle 1926, Niemeyer. M. 4.— — Unter Naturgesetzen können entweder „die in der Natur selbst bestehenden und ihre Ordnung bestimmenden Beziehungen“ oder „unser Wissen von diesen Beziehungen, unsere Versuche sie zu erkennen“ verstanden werden. Hier werden sie nur im ersten Sinn genommen, und der Frage nach ihrer Veränderlichkeit sehr ausgedehnte und interessante logische Untersuchungen als „Status quaestionis“ vorausgeschickt. I. Grundlagen (4—30). II. Was ist ein Naturgesetz? 1. Regel und Induktion (31—43). 2. Naturgesetz und Kausalität (44—60). 3. Reduktion von empirischer Notwendigkeit (61—70). Die Antwort (71—85) lautet in kurzer Zusammenfassung: „Naturgesetze sind unveränderlich. Aber wir kennen möglicherweise noch kein einziges. Was wir kennen, sind vermutlich nur die daraus abgeleiteten Zusammenhänge. Deren Unveränderlichkeit anzunehmen, ist unbegründet. Wenn wir also diese Zusammenhänge, da eventuell sie allein uns zugänglich sind, als Naturgesetze bezeichnen, dann gilt: Naturgesetze sind veränderlich. — Verfasser hat die aus der Notwendigkeit des freien „concurus divinus“ abzuleitende Kontingenz alles Naturgeschehens nicht berücksichtigt und wendet sich deswegen (S. 82) gegen Geysers vollkommen richtige Ansicht, daß „die konkreten Kausalverhältnisse keine innere Notwendigkeit haben, und so es mindestens für den Urheber der Natur jederzeit möglich sein muß, den Lauf der Natur zu ändern“. Sch.

107. *Publicazioni dell' Università Cattolica del Sacro Cuore*, Milano. Serie I., Scienze filosofiche, Vol. 1. fasc. 4: Contributi del laboratorio di psicologia e biologia. — Serie VIII., Statistica, Vol. I: Marcello Boldrini, Sviluppo corporeo e predisposizioni morbose, u. a. — Es ist eine Freude, zu sehen, mit wieviel Arbeitsenergie und Erfolg die junge Universität del Sacro Cuore in Mailand sich entfaltet und auf verschiedensten Gebieten betätigt. In den vorliegenden „Contributi“ entwickelt Ag. Gemelli, der Gründer und Leiter der Anstalt, seine Grundsätze und Praxis in Betreff des viersemestralen Kurses für experimentelle Psychologie. Nach einer biologischen Arbeit von G. Pastori folgen Beiträge von Beretta, Canesi, Galli, Gatti zu Assoziationspsychologie, Gestaltpsychologie, Begebungsforschung, Religionspsychologie — ein Gebiet, das die Gemelli-schule hoffentlich noch weiter ausgestaltet! — Die zunächst den Biologen und Mediziner interessierende Arbeit Boldrinis enthält ohne Zweifel manches Anregende zu Randfragen des psychophysischen Problemkreises. — Es sei hier auch auf eine Reihe weiterer Hefte der Mailänder „Publicazioni“ hingewiesen, wie auf das von F. Olgiati, Professor der Philosophiegeschichte an der Universität: „L'idealismo di Berkeley“; auf die Arbeit von G. B. Castioni: „Sorte del matrimonio in caso di morte presunta“; E. Albertario: „Sul diritto agli alimentati“, sowie auf die Hefte der vierten und fünften philologischen und historischen Serie. — Über Ursprung und Ausbau, Tendenz und Aussicht der Universität erzählt in äußerst anregender Weise das prächtige kleine Büchlein von Pio Bondioli, II P. Agostino Gemelli (Milano, Società Editoriale Lombarda, 170 S., 6 Lire). Willwoll.

108. Gemelli, A., O.F.M., *Il mio contributo alla filosofia neoscolastica*. gr. 8° (85 S.) Milano 1926, Società Editrice „Vita e Pensiero“. — Das Schriftchen ist die italienische Übersetzung des Beitrages, den P. Gemelli, der Rektor der katholischen Universität in Mailand, für die „Philosophie in Selbstdarstellungen“ gegeben hat. Das Biographische tritt stark zurück. Hauptabsicht des Verfassers ist, die wissenschaftliche Stellung der italienischen Neuscholastik, deren Zentrum eben die Mailänder Universität ist, zu begründen. Sie will in einem Wort eine Verbindung von Altem und Neuem, die ganze Wissenschaft, die ganze Geschichte, aber auch die ganze Philosophie. Verfasser veranschaulicht das besonders für seine eigenen Beiträge in Biologie und Psychologie und die Beiträge seiner Freunde in Geschichte. Fröbes.

109. Bauch, Br., *Logos und Psyche*: Logos 15 (1926) 173—193. — Der dunkle Titel wird durch den Inhalt des Artikels nicht Lügen gestraft. Daß „Tatsachen beweisen“, muß die Philosophie aufklären, indem sie die bloße Gläubigkeit auf dem Weg kritischer Fragestellung in Überzeugung verwandelt; das könne nur geschehen „durch die Einsicht in die transzendente Konstituiertheit des Gegenstandes durch konstitutive transzendental-logische Bedingungen“. Begreiflicher, wenn auch nicht neu, ist, daß das psychische Leben nicht in Atome aufgelöst werden dürfe, sondern eine Einheit darüber stehen müsse. Diese Einheit ist die Psyche, aber (!) nicht im Sinn der alten Seelensubstanz, sondern des Gesetzes der Einheit des Ich. Den meisten Raum nimmt eine Kontroverse mit Kroner über die Sinnwirklichkeit von Kunstwerken ein. F.

110. Cohn, J., *Erlebnis, Wirklichkeit und Unwirkliches*: Logos 15 (1926) 194—221. — Wie kommen wir von der Erlebniswirklichkeit (der Welt des unmittelbaren sinnlichen Scheins) zur objektiven Welt der Physik? Eingehend wird beschrieben, wie die Einfühlung ausgeschaltet wird, wie die qualitativ verschiedenen Raumrichtungen objektiv gefaßt, die Empfindungen nach den Gesetzen des Dingzusammenhangs verworfen oder ergänzt werden. Das Ideal freilich, die Zeit mit ihrem einsinnigen Ablauf, die „Form des innern Sinnes“, auszuschalten, hat nicht einmal die Physik

gewagt. Damit wäre das Leben unvereinbar, wie übrigens auch mit der Ausschaltung der Gefühle die historische Wirklichkeit. Die gesuchte Wirklichkeit ist mithin ein Ideal, ein Kompromiß zwischen entgegengesetzten Forderungen. — Aber ist nicht die Grundlage der ganzen Ableitung zu eng? Ist nicht neben der Körperwelt die Welt der psychischen Erlebnisse ebenso objektiv? Die beschriebene Objektivität gilt von der Körperwelt. Die geistige Welt hat ihr Eigenrecht und wird nach Analogie auch auf andere Lebewesen übertragen, wo sie durchaus objektiv ist. Auch scheint mir die Ansetzung der Subjektivität der Zeit ein Kantsches Vorurteil. Damit fällt aber die Notwendigkeit, im objektiven Weltbild die Zeit auszuschalten. F.

111. Picard, Gabriel, S. J., *Essai sur la connaissance sensible d'après les scholastiques*: ArchPh 4 (1926) 1—93. — Die gründliche Arbeit untersucht einzig die Grundfrage nach dem Wesen der „species impressa“ und „expressa“ bei der „sensatio“. Verfasser gruppiert die Autoren unter die beiden Systeme der Thomisten und Suarezianer. Zum Wesen der „species“ wird auf die ursprüngliche Anschauung bei Thomas hingewiesen, die sich später völlig umgebildet hat. In der Annahme der „species impressa“ stimmen beide Schulen überein, auch für den Fall der Gegenwart des Objektes, was zunächst befremden möchte. Wenn man übrigens mit den Neueren die Sensation erst im Gehirn geschehen läßt, wo das äußere Objekt fehlt, erledigt sich die Frage im Sinn der allgemeinen Ansicht von selbst. Den Kern der Arbeit bildet die Kontroverse über das „medium in quo“, das die Thomisten beim Erkenntnisbild annehmen, während nach den Suarezianern ein „medium quo“ gilt. Interessant ist, daß schon von Anfang an Toletus und Suarez die gegnerische Theorie unverständlich finden, nur Vazquez wird ihr gerecht, wenn er sie auch nicht annimmt. Verfasser bringt neben den Autoritäten auch eigene Beispiele zum Verständnis der Theorie bei. Beide Parteien nahmen das Beispiel des Spiegelbildes im eigenen Sinn in Anspruch, wobei jede eine ganz andere Anschauung von der Natur dieses Bildes zu Grunde legte. — Im thomistischen System ist die Hauptfrage die, was eigentlich das zunächst erkannte Objekt sei, die „species impressa“ oder „expressa“ oder der „actus perceptionis“. Bei der „sensatio“ leugnete man jede eigentliche „species expressa“, vermutlich wegen ihrer Passivität, da die „sensatio“ die Daten nicht aktiv umarbeite. Nach den heutigen Anschauungen über die vielen Abweichungen zwischen „Sehding“ und wirklichem Ding würde dieser Grund nicht mehr gelten. Verfasser glaubt schließlich, daß beide Systeme eine Entwicklung fordern, die sie einander sehr annähern würde. Im thomistischen System müsse nach dessen eigenen Grundsätzen der subjektive Terminus der Erkenntnis eine Ähnlichkeit zum erkannten Objekt besitzen. Andererseits verlange die Konsequenz der Lehre im System des Suarez die Annahme eines „medium in quo“, da die „species expressa“ allein die aktuelle Erkenntnis des Objektes mißt und deshalb in ihr nicht fehlen darf. — Die schöne Arbeit hat außer ihrem historischen Wert für die Kenntnis der scholastischen Lehren auch eine recht erhebliche systematische Bedeutung, indem sie die Streitfrage über die Natur und Funktion der „species“, besonders der „expressa“, der Lösung näherbringt. F.

112. Lacombe, R., *La thèse sociologique en psychologie*: RevMétMor 33 (1926) 351—377. — Die „soziologische Methode Durkheims“, die besonders in Frankreich viele Anhänger fand, leitet alle höhere psychische Tätigkeit, den objektiven Wert der Urteile, das höhere Gefühls- und Willensleben ab aus dem Einfluß der Gesellschaft, aus der „kollektiven Psyche“, die von der individuellen verschieden sei. Verfasser gibt den ungeheuren Einfluß der sozialen Erziehung mit Recht zu; aber das beweist nicht die Übertreibungen der Soziologen. Im Gegenteil ist das höhere psychische Leben der Individuen erst die Vorbedingung für ein soziales Milieu. Offenbar ist

die neue Lehre eine Neuauflage des einst in Frankreich verbreiteten Traditionalismus. — Das Wertvolle der neuen Lehre ist, daß sie die höhere Psychologie auf die sehr notwendige Ergänzung durch die Tatsachen der Soziologie hinweist. F.

113. Lindworsky, J., S. J., Theoretische Psychologie im Umriss, gr. 8^o (VI u. 103 S.) Leipzig 1926, Barth. M. 5.— Die Schrift ist eine Vervollständigung einer früher herausgegebenen Umrisskizze und will einen Aufruf der allgemeinsten theoretischen Gesetze der empirischen Psychologie geben, so wie er dem Verfasser selbst sich darstellt. Aus dieser absichtlich subjektiven Einstellung erklärt sich die unverhältnismäßig breite Darstellung einiger Sondertheorien des Verfassers. Die Grundteilung unterscheidet Inhalts- und Verlaufsgesetze. Nachdem die Bedeutung des Wortes „Element“ gegen die Einwände der Gestaltpsychologen geklärt ist, werden die elementaren Bewußtseinsinhalte in sechs Klassen geteilt: die Empfindungen, sinnlichen Gefühle, Ich-Erkenntnis, Sachverhaltenswissen, die erkennenden und strebenden Haltungen. Elementare höhere Gefühle werden abgelehnt(!). Zum Sachverhaltenswissen gehört das Wissen vom eigenen Akt; sein Zusammenhang mit der reflexen erkennenden Haltung ist mir nicht ganz klar geworden. Diesen Grundklassen werden die grundlegenden Eigenschaften zugeschrieben. — Bei den Verlaufsgesetzen ist besonders wertvoll die Gegenüberstellung zweier Typen seelischer Erlebnisse, der physiologisch erklärbaren und der psychisch verstehbaren, wie man sie wohl nennen könnte. Für die erste Klasse kommt in Frage der psychologische Parallelismus. Materielle Erklärung finden auch die Intensitätsgesetze, Empfindungsschwelle, Abklingen usw., spezifische Sinnesenergien und sehr eingehend das Gedächtnis, für das L. bekanntlich eine eigene Resonanztheorie ausgebildet hat. Bei der zweiten Klasse werden unter anderem besprochen die Gesetze des Strebens, das freie Wollen. Die verschiedenen Arten der Relationserkenntnisse hält L. nicht für primär, sondern für Komplexe aus einem gemeinsamen Kernelebnis, dem beziehenden Blicken und einem Erlebnis-hof von anschaulichen Übergangserlebnissen. Auch in diesem Punkt scheint mir die Ableitung nicht überzeugend. — Der Hauptwert des sehr anregenden Büchleins liegt im ehrlichen Versuch, auf dem nach Widerlegung der sensistischen Psychologie erweiterten Fundament die vielen Einzelheiten auf wenige Grundtatsachen und Annahmen zurückzuführen, aus denen Neuerscheinungen abgeleitet werden können, die dann über die Richtigkeit der Annahmen zu entscheiden erlauben. F.

114. Brentano, Franz, Psychologie vom empirischen Standpunkt; hrsg. von Oskar Kraus. 2. Bd. 8^o (338 S.) Leipzig 1925, Meiner. M. 10.— Der gegenwärtige Band vollendet die im ersten begonnene Neuherausgabe der Brentanoschen Psychologie. Zunächst (130 S.) das Buch über die Klassifikation der psychischen Phänomene, das die Psychologie selbst zum Abschluß bringt. Das Buch behandelt in fünf Kapiteln die Geschichte der älteren Teilungen; die Brentanosche Dreiteilung; den Nachweis, daß Vorstellen und Urteilen verschiedene Grundklassen sind; daß dagegen Gefühls- und Willensphänomene eine Einheit ausmachen. In einem Anhang (60 S.) werden 12 verschiedene Abhandlungen zu einzelnen Punkten der gleichen Lehre wieder abgedruckt; daran schließen sich fünf weitere Abhandlungen (80 S.) aus dem Nachlaß, die hier zum ersten Male erscheinen und sich hauptsächlich um den Allgemeinbegriff gruppieren. — Der Herausgeber hat in verdienstvoller Weise zunächst auf 35 Seiten eigene Bemerkungen zu diesem Band beigefügt und endlich zu beiden Bänden ein ausführliches Namen- und Sachregister von 20 Seiten. F.

115. Henning, Hans, Psychologie der Gegenwart (Lebendige Wissenschaft, hrsg. von Fritz Edinger. Bd. 2). (184 S.) Berlin 1925, Mauritius-Verlag. M. 3.50 — Die Sammlung kleiner Bändchen, zu der das Werk

gehört, soll Gelehrten anderer Fachgebiete vorlegen, was in der eigenen Wissenschaft aktuell ist. Dieses Aktuelle sieht Verfasser in der Gestaltungspsychologie, die übrigens nicht erst seit einem Jahrzehnt bestehe, sondern eine lange Geschichte besitze. Die Psychologie hört heute auf, eine ins Subjektive übersetzte Kopie der Physik und Physiologie zu sein; das psychische Gebiet ist vielmehr ein autonomes mit selbsteigenen Gesetzmäßigkeiten. Verfasser lehnt den „Physikalismus Köhlers“ ab. Die Frage drängt sich auf, wie bei dem auch hier vertretenen psychophysischen Parallelismus, bei der Verwerfung jeder Wechselwirkung die Nerventätigkeit mit Einschluß der „strukturierten Residualsysteme“ etwas anderes sein könne als rein physikalische Wirkung. Es ist klar, daß im Rahmen der vorliegenden kurzen Übersicht solche Erörterungen keinen Platz fanden. Sehr reich ist die Übersicht über die Problemgebiete der angewandten Psychologie, die einzeln mit ihrer neuesten Literatur charakterisiert werden. Auf einzelne Punkte, die angreifbar scheinen, gehe ich nicht ein. Im Anschluß an Jaensch wird der eidetischen Anlage der Kindheit eine überwältigende Rolle in der Entwicklung des kindlichen Bewußtseins zugeschrieben. Die ungewöhnlich vollständige Bibliographie fällt allein die Seiten 149—182, führt also sehr gut in die Kenntnis der Literatur ein. F.

116. Bocksch, H. und Krauss, St., Bunte Farben in bunter Beleuchtung, vorläufige Mitteilung: ZPsych 99 (1926) 202—220. — Ein besonders interessanter Beitrag zum Problem der Farbenkonstanz der Sehdinge. Die Theorie, die Karl Bühler der Beurteilungstheorie von Helmholtz, der Gedächtnisfarbentheorie von Hering, der Aufmerksamkeitstheorie von Katz gegenüberstellte, und die annimmt, daß wir die Luftleuchtigkeit unmitttelbar wahrnehmen und an ihr eine Art Maßstab für die Beleuchtungsstärke haben (Erscheinungsweise der Farben, Jena 1922), schien anfangs nur die Konstanz der Grauqualität im Wechsel der Beleuchtungsintensität zu erklären, aber gegenüber der Farbenkonstanz im Wechsel farbiger Beleuchtung zu versagen. Die Versuche der Verfasser — qualitative Beurteilung des Eindrucks farbiger Flächen in verschiedener monochromischer Beleuchtung in sonst völlig abgedunkeltem Raum, quantitative Prüfung bei herzustellenden Farbgleichungen, auch bei Helladaptation ... — zeigen nicht nur, daß die Farbenkonstanz bei wechselnder Beleuchtung sehr viel geringer ist als die der Grauqualität bei wechselnder Beleuchtungsintensität, sondern führen vor Fälle, in denen von Farbenkonstanz keine Rede mehr sein kann. Die Versuchspersonen fühlen sich vor völlig neue Eindrücke gestellt. Die Eigenfarbe der Sehdinge wird fast nur bei gleichfarbiger Beleuchtung erkannt, und da nicht immer. „Auch bunte Farben in gleichfarbener Beleuchtung werden bei physikalischer Reinheit der Versuchsbedingungen nicht in ihrer objektiven Farbe erkannt. Sie zeigen sich aufgeweift, und zwar stärker aufgeweift als ein neutrales Papier gleicher Farbvalenz. Daraus folgt aber, daß die Aufweisung einer weißen Scheibe in einer bunten Beleuchtung, wenn die Übersicht über die Beleuchtung freigegeben wird, nicht als Stütze für das Vorhandensein einer Farbenkonstanz der Sehdinge angesehen werden darf, wie man es bisher im Anschluß an den Katzschen Zweizimmerversuch zu tun pflegte“ (220).

Willwoll.

117. Marbe, K., Über Strafanstalt und Psychologie: ZPsych 99 (1926) 375—382. — M. empfiehlt Studium der im Auftrag des bayerischen Justizministeriums zusammengestellten Schrift: Der Stufen-Strafvollzug und die kriminalbiologische Untersuchung der Gefangenen in den bayerischen Strafanstalten (Verlag Zuchthaus Straubing 1926) und die Verwertung der Psychologie in Strafanstalten (Begabungs-, Eignungs-Prüfungen u. a.). W.

118. Müller, G. E., Bemerkungen zu W. Köhlers Artikel „Komplextheorie und Gestalttheorie“: ZPsych 99 (1926) 1—15. — W. Köhler bekämpft

im genannten Artikel G. E. Müllers Lehre von der Gestaltauffassung, speziell von der Bedeutung der „kollektiven Aufmerksamkeit“, sowie allgemein G. E. Müllers psychologische Einstellung und Forschungsrichtung. G. E. Müller geht den ersten Teil der Köhlerschen Arbeit Abschnitt für Abschnitt durch, weist die erhobenen Angriffe zurück und stellt den wirklichen Sinn seiner Lehre klar heraus. W.

119. Bühler, K., Die „neue Psychologie“ Koffkas: ZPsych 99 (1926) 145—159. — Eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit Lehrgehalt und Arbeitsweise des Koffkaschen Werkes in drei Abschnitten: 1. K. fordert einen dreifachen Verzicht: a) auf den Satz von den spezifischen Sinnenqualitäten — dem er aber einen nie vertretenen Sinn unterlegt, um ihn dann übermütig abzulehnen; b) Verzicht auf die Anwendung der üblichen Kategorien der Dingwelt wie Gleichheit u. dgl., auf das Psychische — womit jedoch psychologische Forschung Boden und Sinn verlore —; c) Ersatz von leicht wie Opium einschläfernden Termini, wie „Relationserfassung“, durch bessere, wie „kاپieren“. 2. Die Gestaltidee wird bei K. einseitig naturwissenschaftlich „physikalistisch“ verfälscht und übertrieben, zum „Mädchen für alles“ gemacht. Früher erklärte man alles mit dem Schlagwort „Assoziation“, heute ruft man zu allem „Gestalt“. Aristotelisch zu reden: man sieht nur noch Formen, während doch die Form nie ohne Materie in die Erscheinung tritt. 3. Im dritten Abschnitt wendet sich B. scharf gegen die Übernahme fremder Arbeitsergebnisse ohne entsprechende Quellenangabe. W.

120. Selz, O., Zur Psychologie der Gegenwart, eine Anmerkung zu Koffkas Darstellung: ZPsych 99 (1926) 160—196. — Selz fährt fort, wo Bühler schließt, und legt im einzelnen mit Angabe von Seitenzahlen dar, wo sich Koffkasche Sentenzen in seinen (Selz') früheren Arbeiten finden. Man habe im Kreis der „Strukturpsychologie“ den „bequemeren Weg gewählt, durch eine entstehende, mit Schlagworten wie Maschinentheorie, blinde Kausalität, europäische Logik gespickte Kritik den Leser abzuschrecken, zugleich aber die eigene Theorie stillschweigend in ihrer Richtung umzubiegen ... Die ganze Kritik der Konstellationstheorie kann ihre Abkunft aus meinen Untersuchungen nicht verleugnen, ... ebenso ... die Lehre von den Komplexdispositionen ... die drei Hauptstücke meiner Theorie des geordneten intellektuellen Geschehens. ...“ W.

121. Petzoldt, J., Komplex und Begriff I: ZPsych 99 (1926) 74—103. — Die Gestaltqualität — die P. weder bei Köhler-Wertheimer noch bei G. E. Müller genügend erklärt findet — weist drei Wesensmerkmale auf: Einfachheit — sie ist auf elementare Eindrücke nicht zurückzuführen —; Unanschaulichkeit — sie ist nur Bedingung der Anschauung der Dinge —; Allgemeinheit — sie ist eindeutig auf vieles anwendbar —. Das aber sind die Wesenszüge der umfassenderen Gruppe psychologischer Gebilde, der „Begriffe“. — Der tiefgehende Unterschied zwischen „Gestalt“ und „Gedanken“ wird unseres Erachtens nicht entsprechend berücksichtigt; warum in der Abwendung vom Monismus zu psychophysischem Dualismus gerade „Mystik“ liegen soll, ist nicht zu sehen. W.

122. Koch, H. und Mjöen, Fr., Die Erbllichkeit der Musikalität: ZPsych 99 (1926) 16—73. — Ergebnis der Verarbeitung von 315 Fragebogen. Bei „positiv konkordanter“ musikalischer Begabung beider Eltern waren 80% der Nachkommen musikalisch begabt, 30% hochbegabt; bei „negativ konkordanten“ Ehen fanden sich verhältnismäßig viele begabte, selbst hochbegabte Nachkommen, mehr begabte als bei positiv konkordanten Ehen unbegabte; bei diskordanter Begabung der Eltern spielte das Geschlecht des begabten bzw. unbegabten Elternteiles für die Vererbung keine Rolle und war positive und negative Belastung gleich wirksam. Die

Ergebnisse werden der früheren Arbeit von Häcker und Ziehen (gleiche Zeitschr. Bd. 88—90) gegenübergestellt. W.

123. Katz, D. und Révész, G., Musikgenuß bei Gehörlosen, ein Beitrag zur Theorie des musikalischen Genusses: ZPsych 99 (1926) 289—324. — Ein äußerst interessanter Fall enthusiastischen Musikgenießens bei einem im vierten Lebensjahr taub gewordenen Mann aus musikalisch hochbegabter Familie wird analysiert, verwandten Fällen gegenübergestellt und auf die Tätigkeit des Vibrationssinnes zurückgeführt. W.

124. Katz, D. und Noldt, F., Über die kleinsten vibratorisch wahrnehmbaren Schwingungen: ZPsych 99 (1926) 104—109. — Neue Versuche über die Schwelle des Vibrationssinnes, dessen Einreihung unter den Tastsinn Katz bekämpft, zeigen die feinste Empfindlichkeit der Fingerspitzen für Vibrationen von weniger als $\frac{1}{1000}$ mm Amplitude. „Daß Bewegungen von weniger als $\frac{1}{1000}$ mm noch unmittelbar taktil als Bewegungen wahrgenommen werden könnten, ... dürfte ... kaum einen Vertreter finden.“ W.

125. Révész, G., Zur Geschichte der Zweikomponentenlehre in der Tonpsychologie: ZPsych 99 (1926) 325—356. — Die Lehre von der Zweieit nicht aufeinander zurückführbarer Grundeigenschaften der Tonempfindung — Tonhöhe und musikalische Qualität — wird historisch dargestellt — bis zu Plato aufsteigend — und die Theorie des Verfassers gegen frühere Einwände Stumpfs vertreten. W.

126. Brehmer, Fritz, Melodieauffassung und melodische Begabung des Kindes (Beiheft 36 von ZAngewPsych). (VII u. 180 S.; mit Notenbeispielen 36 S.) Leipzig 1925, Joh. A. Barth. M 8.40 — Brehmer gibt kleine Aufgaben, Singen eines Liedes, der Tonleiter, kleiner vorgespielter Motive, Erkennen von Abweichungen in vorgespielten bekannten oder unbekanntem Melodien und stellt alle gemachten Fehler fest. Diese Fehler sind regelmäßig Anwendungen von Gestaltungsgesetzen und erlauben so, an einem reichen Material ein psychologisches Thema von fundamentaler Bedeutung zu erforschen. Es sind zwei Grundgesetze, um die es sich handelt, die sonst sog. Assimilation und Dissimilation, nämlich das Abschwächen des Unwesentlichen und das Stärker-Hervorheben des als wesentlich Aufgefaßten. So wird die Melodielinie im ersten Fall abgeplattet, die Intervalle verkleinert, Höhen abgetragen, Kanten abgeschliffen, das Motiv abgerundet im Sinn der Beschränkung auf einen einzigen Akkord. Andererseits werden beachtete Gestalteile besonders ausgeprägt, hervortretende Intervalle noch mehr herausgehoben, Höhen noch mehr erhöht, der Melodiebogen schärfer herausgearbeitet. Handelt es sich um Bemerkungen von absichtlich in die Melodie gebrachten Fehlern, so werden jene leicht bemerkt, die eine stärkere Abweichung von der Melodielinie bedeuten, die aus der Tonart fallen, die die klare Gliederung stören. Dagegen wird schwer bemerkt, wenn die Melodielinie oder die harmonische Struktur wenig berührt ist, die Figur vereinfacht oder aber charakteristische Merkmale mehr herausgehoben sind. — Unter den übrigen Beiträgen sei aufmerksam gemacht auf die schöne Behandlung der Eigenart des Kinderliedes und Volksliedes. Fröbes.

127. Neber, Else, Das beziehende Denken bei Gehirnverletzten: ArchGsmtPsych 54 (1926) 355—424. — Die Arbeit will die Frage, ob zwischen Empfindungs- und beziehenden Denkprozessen ein wesentlicher Unterschied besteht, auf Grund von hirnpathologischen Fällen aus der neueren Literatur lösen. Das gelingt ihr durch die Feststellung, daß in solchen Fällen diese in ihrem normalen Ablauf gestört sind, jene aber relativ ungestört verlaufen. Zugleich ergibt sich, gegen Köhlers Ansicht, die Bedeutung des aktiven Verhaltens für die Gestaltauffassung.

v. Frentz.

128. Kleinst, H., Die psychischen Formen: ArchGsmPsych 54 (1926) 469—514. — Ein von der Gestaltpsychologie ausgehender seltsamer Versuch, die psychischen Funktionen rein formell in Empfindungen (die vielleicht auch schon Formen sind) und niedere und höhere psychische Formen einzuteilen. Dabei fallen die Grenzen zwischen den bisherigen inhaltlich geschiedenen Klassen (Wahrnehmungen, Gefühle, Gedanken usw.). So tritt an Stelle einer extremen Elementenpsychologie eine extreme Formenpsychologie, die ein schlecht verdeckter Sensismus ist. v. F.

129. Störting, G., Psychologie der disjunktiven und hypothetischen Urteile und Schlüsse: ArchGsmPsych 54 (1926) 25—84. — Nach kurzen Protokollen über disjunktive Schlüsse (sie lassen sich nicht in hypothetische auflösen), über einfache hypothetische (wenn A ist, ist B; wenn B, ist C) und gemischt hypothetische (wenn A ist, ist B; B ist [ist nicht]) kommt St. zu denen, die er komplexe, rein hypothetische nennt (wenn A [nicht] ist, ist B nicht; wenn C [nicht] ist, ist B). Für sie ergibt das Experiment drei Operationsweisen der Vp: 1. Unveränderte Setzung einer Prämisse mit anschließender Umkehrung der andern; 2. Vorangehen nach Art eines indirekten Beweises: kontradiktorisch entgegengesetzte Wirkungen haben Ursachen, die sich ausschließen; 3. wie 1., aber unter Vergleich der gegebenen Prämissen mit dem Schema der einfachen, rein hypothetischen Schlüsse. Neben den rein verstandesmäßigen Feststellungen werden die Willenseinstellungen hervorgehoben, die dann besonders ins Bewußtsein treten, wenn die Denkleistung nicht glatt verläuft. — Angreifbar sind einige Ergebnisse für die Logik, etwa auf S. 62: Bei den Prämissen: Wenn A ist, ist B; wenn C ist, ist B nicht, gilt, daß, wenn A ist, C nicht ist, nur bei Auffassung der Beziehungen als logischer, nicht aber als kausaler. Außer A kann auch C sein, indem C das Auftreten von B nur hemmt. Wäre das richtig, so wäre eben dadurch der Obersatz falsch. v. F.

130. Kohn-Schächter, A., Der Zahlenreihentest: ZAngewPsych 26 (1925/26) 369—439. — Eine Zahlenreihe soll von den Prüflingen richtig ergänzt werden. Das Prinzip der Reihe, ob arithmetisch oder geometrisch usw., muß von den Versuchspersonen selbst gefunden werden. Die Arbeit will auf Grund der verlangten Selbstbeobachtungen die gemachten Fehler erklären und daraus den Wert der Denkleistung abschätzen. Fröbes.

131. Honecker, Martin, Das Denken. 8^o (VI u. 149 S.) Berlin/Bonn 1925, Dümmler. M. 4. — Eine gemeinverständliche Gesamtdarstellung des Denkens, besonders psychologisch betrachtet, aber auch mit einem Hinweis auf die kritischen, logischen und pädagogischen Fragen. Wir berücksichtigen hier nur die psychologisch wertvolle eingehendere Analyse.

Verfasser nimmt das Denken nicht isoliert, sondern in die lebendige Persönlichkeit mit allen ihren Betätigungsmöglichkeiten hineingestellt, wozu auch die instinktive Wißbegier, das Suchen und Wollen gehört. Sehr gut wird die Eigenart des Denkvorganges hervorgehoben, seine grundsätzliche Verschiedenheit von Worten und Vorstellungen, auch undeutlichen. Leider hat sich diese Haupterrungenschaft der Denkpsychologie noch lange nicht durchgesetzt. Eine kurze Besprechung findet auch mit Recht das begleitende Wissen, gewissermaßen unsere Orientierung, auch gegenüber dem Denkvorgang selbst. Das suchende Denken fällt vielleicht zusammen mit dem Aufgabenbewußtsein, das Denken und Wollen vereinigt und in seinem Bewußtseinsgrad schwankt. Noch viele andere Unterteilungen werden gut beschrieben, wie das trennende und verknüpfende Denken, das Meinen, die Frage, das Urteil. Daß das Glauben auch den Willen voraussetzt, ist zweifellos. Es würde aber zur Klarheit beitragen, zu betonen, daß es selbst (formaliter) nicht ein Wollen ist, sondern ein Gewolltes, nämlich die wegen eingesehener Gründe im Hinblick auf eine Autorität gewollte und vollzogene Behauptung des Sachverhaltes, also schließlich ein Urteil.

Glücklich ist die Durchführung, wie im Menschen das Denken alle möglichen andern Erkenntnisakte durchdringt und belebt, auch die sinnlichen, die Wahrnehmung, Vorstellung, Erinnerung usw. Immerhin würde ich beifügen, daß im tierischen Bewußtsein die gleich benannten Vorgänge ohne Denken vorkommen; eine Benennung, die von jeher anerkannt worden ist. — Das Wertes wird, was mir auch besser gefällt, als ein Wissen gefaßt, das Gefühl nur als Begleiterscheinung, die wohl bei der Wertfundierung vorkommt, aber auch fehlen kann wie bei der reinen Erkenntnis der Brauchbarkeit eines Dinges. — Wir wünschen dem Büchlein viele aufmerksame Leser. F.

132. Störring, G., Folgerungen aus der Psychologie der zweiten Schlußfigur für die Logik: Festgabe Adolf Dyroff (Bonn 1926, Röhrscheid) 52—62. — Die psychologische Untersuchung des Schließens hat für die Logik eine heuristische Bedeutung; sie gibt Wege an, die Richtigkeit der Schlußfiguren in der Logik zu beweisen, oder die Wege, auf denen man im einzelnen Fall ohne vorherige Kenntnis der Figuren zum Schluß kommt. Zu diesen Wegen gehört die bekannte geometrische Darstellung der Umfängsverhältnisse der Termini, woraus man den Schlußsatz „ablesen“ kann; oder der Hilfsgedanke, daß von den Extremen kontradiktorische Eigenschaften aufgestellt sind; oder eine Einsetzung aus der einen in die andere Prämisse; oder die Umwandlung einer Prämisse in einen Bedingungssatz usw. F.

133. Dwelshauvers, Georges, Les mécanismes subconscients. 8° (147 S.), Paris, Alcan. — Das Büchlein behandelt den Zusammenhang von Vorstellung und Bewegung. Die Bilder erweisen sich für das zielbewußte Denken als nebensächlich, nehmen überhand in der Träumerei. Die Voraussetzung des Verfassers, daß das vernünftige Denken auf den Assoziationsgesetzen fuße, das Kommen der Bilder auf einer Suggestion, stimmt allerdings mit der gewöhnlichen Ausdrucksweise nicht überein. Sehr schön wird gezeigt, wie sich die Bewegungsvorstellung in ungewollten und unbemerkten Bewegungen äußert. Eine Hauptuntersuchung geht auf die Schnelligkeit, mit der man zwei Bewegungen sich folgen lassen kann; diese Bewegungsschwelle liegt zwischen 60—100 Sigmen. Die automatischen Bewegungen verlaufen bei Übung regelmäßiger als die beachteten, was bei Kindern noch nicht gilt und mit der Intelligenz zunimmt. F.

134. Lewin, K., Untersuchungen zur Handlungs- und Affekt-Psychologie: PsychForsch 7 (1925/26) 294—385. — Nach einer allgemeinen Einleitung über das psychologische Experiment bildet den Hauptgegenstand eine Diskussion über die Natur der Willensvornahmen (= Vorsätze), meist auf Grund gelegentlicher Beobachtungen, als Einleitung späterer experimenteller Untersuchungen. Die Hauptthesen sind zwei: negativ: die Wirkung des Vorsatzes gründet sich nicht auf eine Assoziation zwischen Bezugs- und Zielvorstellung, wie man oft sagte; und positiv: der Vorsatz ist ein Quasibedürfnis, eine innere Spannung, die nach Art der echten Triebe wirkt. — Gegen die Assoziationserklärung spricht, daß nach Erledigung des Vorsatzes der Drang oft endgültig erlischt; daß die Gelegenheit, auf die er anspricht, und die Art der Ausführung sich ganz den zufälligen Umständen anpassen; das bisweilen vorzeitige Losbrechen des Dranges; „Ersatzerledigungen“, bisweilen selbst das Notieren des Vorsatzes begünstigen sein Vergessen; eine unterbrochene Arbeit hinterläßt eine oft starke Tendenz, sie später zu beendigen. Dagegen ist der Vorsatz aufzufassen als eine innere Spannung, die in eine bestimmte Richtung geht und mit der Sättigung erledigt wird; er hat mit den echten Bedürfnissen alle Eigenschaften gemein, z. B. auch die Täuschung durch Scheinerledigungen. Die Handlungsennergie fließt immer nur aus innerer Spannung. Sehr eingehend wird hierzu der Begriff des Aufforderungscharakters entwickelt, der den Dingen zukomme; bei seiner Ähnlichkeit mit dem, was Neuere

unter Wert, Ältere unter Gütern behandeln, wäre dieser neue Begriff wohl entbehrlich. — Vermutlich lassen sich beide gegnerische Ansichten vereinigen. Auf Rechnung der Assoziationen kommt das Auftauchen des Vorsatzes bei passenden Gelegenheiten, für die nächste Zeit unterstützt durch Perseveration; auch beim Gedächtnis ist das Vergessen nach Erledigung bekannt (vgl. mein Lehrbuch I 545). Dagegen ist für die Wirksamkeit des auftauchenden Vorsatzes allein die Willensspannung, das erweckte Bedürfnis entscheidend. F.

135. Krause, Fr., Zum Problem der primitivsten Völker: ArchGsmtpsych 54 (1926) 289—312. — Schon die Primitiven muß man nicht auf die Einzelelemente ihrer Kultur hin, sondern auf deren Gesamtstruktur untersuchen. Dadurch gewinnt man das Ergebnis, daß sie sich in zwei Typen spalten, in primär Primitive, die aus der Urkultur in ungestörter Entwicklung aufgestiegen sind, und in sekundär Primitive, die von höherer Stufe auf die primitive zurückgesunken sind. Nur die ersten kommen als Ausgangspunkt der Völkerentwicklung in Betracht. v. Frenzt.

136. Köhler, Elsa, Die Persönlichkeit des dreijährigen Kindes. (Psychologische Monographien, Bd. 2.) gr. 8° (IX u. 240 S.), Leipzig 1926, Hirzel. M 13. — Der zweite Band der von K. Bühler herausgegebenen „Psychologischen Monographien“. Die Beobachtung der Entwicklung eines Mädchens gliedert sich in drei Teile des Zeitraumes zwischen 2½ und 3½ Jahren. Für jeden wird Erkenntnisleben (Wahrnehmung, Erinnerung, Sprache, Begriffsbildung) und Gefühls- und Willensleben an einer großen Menge eigener Beobachtungen beschrieben. Die sorgfältige Ausnutzung dieser Beobachtungen gehört zum Wertvollsten des Buches. In der ersten Periode von drei Monaten herrscht die Entwicklung des Erkenntnislebens vor, die Ausbildung des Weltbildes, Sprachentwicklung, Begriffsbildung. Gefühl und Wille stecken noch im kindlichen, triebhaften Stadium, das Kind ist mehr Gegenwartswesen. In der zweiten Periode tritt eine sonderbare Krise des Gefühlslebens in den Vordergrund, ein beständiges Affektleben ohne äußeren Grund, wohl aus innerer Entwicklung. In der dritten Periode überwiegt von neuem der intellektuelle Fortschritt. Das durch die vorige Krise erworbene Gefühlsleben tritt nur mehr bei geeigneten Sachverhalten auf und zeigt eine größere Menge verschiedener Gemütsbewegungen. Der Wille offenbart sich in beginnender Selbstbeherrschung. Durch die Entwicklung von Gefühl und Wille wird die Person, das Ich als ein mit Gefühl und Wille begabtes Etwas der Welt klar entgegen gesetzt. Die Untersuchung ist außerordentlich lehrreich. Fröbes.

137. Raimann, Emil, Zur Psychoanalyse. Zweite, erweiterte Auflage (II u. 109 S.), Berlin 1925, Urban und Schwarzenberg. M 2.70. — Die Kritik der Freudschen Gedanken ist oft genug gegeben worden. Das Eigenartige R.s ist, daß er als Fachmann und persönlicher Kenner der ganzen Bewegung von den Anfängen an sich nicht mit dem Vorwurf mangelnder Beweise zu begnügen braucht, sondern den Grad der Wahrscheinlichkeit der Theorien an den Tatsachen messen kann. Ein Hauptbeweis der Freudianer war stets der Hinweis auf die Heilungen durch ihre Methode. R. sieht darin ein Werk der therapeutischen Suggestion. Die Hysteriker sind Komödianten, die mit richtigen und falschen Erinnerungen spielen, sich eine gewünschte Aussage abringen lassen und dafür dem Untersucher erkenntlich sind, indem sie ihr Symptom aufgeben. Die Heilerfolge im ganzen genommen sind übrigens wenig eindrucksvoll. Das Berliner Ambulatorium hat jüngst in etwa zwei Jahren 139 Behandlungen durchgeführt; in 27 Fällen dauerte die Behandlung über ein Jahr. Der Prozentsatz der Heilungen wird nicht angegeben. Dabei wandte man nicht einmal reine Psychoanalyse an, sondern verband sie mit anderen Heilverfahren. Für die große Streitfrage der Kindersexualität zeigt der Verfasser, wie Freud

durch Bevorzugung der sexuellen Erinnerungen und lange Fortsetzung der Analyse von selbst zu immer älteren Erinnerungen trieb, schließlich bis ins Säuglingsalter. Die klinische Erfahrung weiß davon nur in den seltensten Ausnahmefällen etwas. Freud nahm dann das Wort Sexualität in immer weiterem Sinn, schließlich ungefähr für jede Lust, was seine These wertlos macht. Die Ableitung aller Angstneurosen aus der Sexualität sei, am Stand der Wissenschaft gemessen, eine ungeheuerliche Verallgemeinerung. Ähnliches gilt vom Ödipuskomplex und anderen Freudschen Mechanismen. Andererseits wird anerkannt: Freuds Anregungen ist es gutenteils zu verdanken, daß Psychologie Trumpf geworden; seine Theorien haben wie ein Ferment gewirkt. Auch die Kliniker treten heute mit geschärften Blicken an alle Kranken heran, verstehen Komplexe zu erraten, treiben also in vereinfachter Form Psychoanalyse. F.

138. Willwoll, A., Über Psychoanalyse und Individualpsychologie: *StimmZeit* 111 (1926) 401—416. — Eine kurze, gut einführende Übersicht über das Freudsche System, sein Werden, seine Lehre vom Unbewußten und von der Art, es in der Psychoanalyse zu durchschauen, seine Anwendungen auf Neurosen und gesundes Seelenleben. Aus dem System entwickelt sich als Reaktion die weit höher stehende Individualpsychologie der Adlerschen Schule. F.

139. Allers, R. und Freund, E., Über einige Fälle von Schwererziehbarkeit und von kindlicher Kriminalität: *Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie* 103 (1926) 361—402. — Bericht über die Erfolge individualpsychologischer Behandlung bei schwer erziehbaren Kindern. Für einzelne Fälle wird die ganze Geschichte mitgeteilt, die dissozialen Symptome, das Verhältnis zur Familie, die Ratschläge für das Kind und seine Eltern und deren Erfolge. Über sehr viele andere Fälle wird eine kurze Übersicht über Heilungen oder Besserungen gegeben. Von einigen Symptomen, wie dem Stehlen, werden die bestimmenden Motive erforscht. Eine äußerst anregende Arbeit. F.